

## 7. Sekundärliteratur

**Christian Wilhelm Gericke, evangelischer Missionar in  
Cudalur und Madras, Christoph Samuel John,  
evangelischer Missionar in Trankebar, Joseph Daniel ...**

**Vormbaum, Reinhold**

**Düsseldorf, 1852**

### II. Christoph Samuel John, evangelischer Missionar in Trankebar.

---

#### **Nutzungsbedingungen**

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

#### **Terms of use**

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

## II.

### Christoph Samuel John, evangelischer Missionar in Trankebar.

Was du von mir gehöret hast durch viele Zeugen,  
das befehl treuen Menschen, die da tüchtig sind, auch An-  
dere zu lehren. 2. Tim. 2, 2.

Christoph Samuel John wurde am 11. August 1747 zu Frobersgün bei Greiz geboren. Sein Vater, ein frommer Prediger, erzog ihn in der Furcht des Herrn. Nach vollendeten Studien auf der Schule zu Greiz und später auf der Universität zu Halle, wirkte John als Lehrer an dem Francke'schen Waisenhause. Durch den damaligen Direktor desselben, Knapp, erging an ihn im Jahre 1769 der Ruf des Missionscollegiums zu Kopenhagen, als Missionar nach Trankebar in Ostindien auszuführen. John zögerte, diesen Ruf anzunehmen. So manche Bedenken gegen die Annahme standen ihm vor der Seele. Endlich entschied er sich, zu gehen, wohin der Herr ihn rufe. Auch sein Vater gab seine Zustimmung zu dem Entschlusse des Sohnes. Mit einem anderen auszufsendenden Missionar, Müller, begab sich John im October 1769 nach Kopenhagen, wo die Beiden zu ihrem Amte feierlich eingesegnet wurden. Ungünstiges Wetter indessen verzögerte ihre Abreise nach Trankebar; erst am 13. Juni 1771 betraten sie das indische Festland.\*)

\*) Das Reisebreviarium findet sich in den Neueren Halle'schen Berichten B. I. S. 824 ff.

Ehe wir John, der unter den trankebar'schen Missionaren eine hervorragende Stellung einnahm, in seine Arbeit begleiten, werfen wir einen kurzen Rückblick auf die älteren Heidenboten. —

Ueber die Gründung der Mission durch Barth. Ziegenbalg, und über ihren Fortgang und weitere Ausdehnung habe ich früher ausführlich erzählt \*). Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts standen in Trankebar fünf Missionare. Ihre Namen sind Wiedebroek, Kohlhoff, Zeglin, Maderup und Klein. Die Erstgenannten, welche bereits eine Reihe von Jahren der Mission gedient hatten, konnten nicht mehr mit der Kraft wirken, welche der immer ausgedehntere Wirkungskreis erforderte. Das Missionskollegium sandte daher zwei neue Arbeiter in Schwarz und Polzenhagen. Der Letztere starb aber schon im Jahre 1756. Schwarz trat im Jahre 1767 von der dänischen Mission in Trankebar zu der englischen in Tirutschinapalli über. Der 1755 angekommene Missionar Dame starb 1766, im folgenden Jahre auch Wiedebroek, nachdem er 30 Jahre mit vieler Treue gearbeitet hatte. König und Leidemann verstärkten 1768 die Arbeiterkräfte; da aber einige der älteren Heidenboten durch Schwäche und Kränklichkeit vielfach gehemmt waren, so sandte das Missionskollegium 1771 John und Müller \*\*). — Die Gemeinde in Trankebar war mit jedem Jahre an Zahl gewachsen. Im Jahre 1754 z. B. wurde sie mit 251, im Jahre 1770 mit 184 Seelen vermehrt. Die tamulische und portugiesische Schule wurden fleißig besucht. Nahe an 40 Eingeborene wirkten als Landprediger, Katecheten, Schullehrer u. s. w. im Dienste der Mission.

\*) Vergl. Band I. S. 2 bis 4. Band II. S. 2 bis 4.

\*\*\*) Müller hat nur kurze Zeit in Trankebar gewirkt; er starb am 30. Decbr. 1771.

Gleich nach seiner Ankunft in Trankebar begann John das Studium der tamulischen Sprache. Im Frühjahr des folgenden Jahres war er ihrer so weit mächtig, daß er in die eigentliche Missionsarbeit eintreten konnte. „Was mich betrifft“, schreibt er am 10. October 1772, „so genieße ich immer der Gnade einer auch nicht einmal von geringeren Zufällen unterbrochenen Gesundheit und erhalte täglich Munterkeit und Kräfte, sowohl durch Erlernung und Uebung der Landessprache immer brauchbarer zu werden, als auch die darin übernommene Arbeit nach Vermögen auszurichten. Etliche Wochen vor Ostern fing ich im Namen des Herrn an, in der tamulischen Schule mit kleinen Kindern in der malabarischen Sprache zu stammeln. Am zweiten Osterfesttage hielt ich die erste tamulische Predigt über das ordentliche Evangelium, und einige Zeit darauf schenkte mir Gott die so sehnlich erwünschte und erbetene Gnade, daß ich in die Reihe meiner geliebten Brüder mit eintreten konnte, um wenigstens die sonntägliche Arbeit in der Kirche und in der Katechisation in der Schule wechselsweise mit zu verrichten, worin ich bisher fortgefahren und mit immer zunehmender Begierde durch tägliche Uebung nach der Fertigkeit trachte, auch ohne vorhergegangene Zubereitung in der Sprache bei jeder vorfallenden Gelegenheit das Evangelium von Jesu zu verkündigen. Mit Heiden zu sprechen wird mir wegen der Menge unbekannter Wörter, die ihre Ceremonien und Götzenwesen betreffen, noch etwas schwer; doch habe ich darin einen kleinen Anfang gemacht. Zum Hausbesuch der Christen auf den herumliegenden Dörfern aber gehe ich öfters aus.“ Je leichter John der Gebrauch der Landessprache wurde, desto kräftiger und lebendiger griff er in die Missionsarbeit ein. „Unser lieber John“, schreibt der Missionar Klein am 22. Februar 1774, „hat bis hierher sich als ein wahrer Gehülfe bewiesen und ist zu aller

Arbeit willig. Gott hat ihm viele gute Gaben gegeben, die er auch nicht vergräbt, sondern anwendet. Er hat sich nur etwas zu stark angegriffen, vornämlich mit Erlernung der Sprache, daher ich wünschte, er könnte die auch nöthige Reise nach Tanjour thun, um sich zu erholen. Er kann jetzt mit uns Aelteren schon mit gleichen Schritten bei aller Arbeit fortgehn. Gelobt sei Gott für seine Hülfe."

John besaß die Gaben eines tüchtigen Schulmanns. Es bleibt sein Verdienst, daß unter seiner Leitung die Schulen Trankebars auf eine bisher unerreichte Höhe sich erheben. Die Schule ist sein eigentliches Feld; und wenn er auch in anderer Weise für die Mission thätig war, so ragt er doch hier vor seinen Mitarbeitern nicht besonders hervor.

Im Jahre 1774 nahm John zwei tamulische Jünglinge, Schawrirajen und Njanapiragasam, in sein Haus auf. Er ertheilte ihnen besonderen Unterricht und sah denselben gesegnet. Nach zwei Jahren wurde Njanapiragasam in Tanjour, Schawrirajen aber in Trankebar als Schullehrer angestellt. Der Letztere hat im Jahre 1785 an einen Wohlthäter in Europa, auf dessen Kosten er unterhalten wurde, einen Bericht über sein Leben in deutscher Sprache geschrieben, aus welchem wir ihn näher kennen lernen. Ich theile ihn wörtlich hier mit.

„In Christo Jesu hochgeschätzter Vater und Wohlthäter! Vor etlichen Jahren, da ich in der Schule ein Kind war, erhielt ich einen werthesten Brief von meinem hochhehrwürdigen Vater, und darin fand ich gute erweckliche Ermahnungen, und diese sind mir bis jetzt sehr merkwürdig und angenehm. Auf diesen theuersten Brief habe ich damals geantwortet. Nun aber schreibe ich aus Dankbarkeit wieder einen Brief an meinen hochhehrwürdigen Wohlthäter und lege ganz deutlich und mit Wahrheit alle meine Umstände meinem hochgeschätzten Vater vor. Als ich bei mei-

nem hochachtungswürdigen geistlichen Vater, Missionar Hrn. John, Schüler war, lernte ich von ihm viele nützliche und nothwendige Sachen, außer denen, die ich in der malabarischen Missionschule gelernt habe, und wuchs wohl Etwas in Erkenntniß durch seine erwecklichen und feurigen Ermahnungen. Da ich siebzehn Jahre alt war, im Jahre 1773, reisete ich mit dem hochwürdigen Hrn. Klein nach Madras und kam zurück nach Trankebar im März desselben Jahres, und wurde als ein Schulmeister in demselbigen Monate, nach dem Willen Gottes und wie die geistlichen Väter, die Herren Missionaren, in der Conferenz ausgemacht haben, angenommen. In demselben Jahre heirathete ich, da ich noch so jung war, nach dem Willen meiner unverständigen Anverwandten und nach der malabarischen unschicklichen Gewohnheit. Dadurch verlor ich die gute Gelegenheit, noch mehr in Erkenntniß zu wachsen. Einige Jahre führte ich mich ziemlich gut auf in meinem Amte und war ganz still und ohne Aergerniß für andere Schulmeister und Christen. Sobald ich geheirathet hatte, schickte mir der liebe Gott eine schwere Krankheit zu. Ich bekam nämlich eine kalte Verkältung mit Verzündungen, Brustschmerzen und Beklemmung, so daß ich drei Viertelstunden keinen Odem holen konnte. Manchmal wurde mein Mund verschlossen, daß ich kaum sprechen konnte. Diese Krankheit kam oft wieder und hinderte mich öfters in meinem Amte. Außerdem wurde ich zum Stolz und Ungehorsam verführt durch böse Christen, und durch meine eigene Schuld abgesetzt vom Schuldienst. Dieses gerieth mir zur Schande und Schaden, denn da hätte ich in viele weltliche Lüste, große Gefahr und Unglück fallen können. Um diese Zeit reisete der Missionar, Hr. John, nach Ceylon, und als er zurückkam, ward er sehr betrübt und suchte mit den anderen Herren Missionaren mich wieder zu bessern von meinem traurigen

Zustande. Der gütige Gott erbarmte sich auch über mich, und mein theuerster Heiland suchte mich, wie ein Hirte das verlorene Schaf, wieder zu sich zu ziehen. Darauf wurde ich Diener bei dem Hrn. Missionar Rottler auf ein paar Monate. Hernach nahm Herr Missionar John mich in sein Haus als Schulmeister und zum Hausdienste. Andern halb Jahre war ich bei ihm und wurde wieder gesetzt in die Missionschule als Schulmeister. Im Hyderschen Kriege sollte ein Resident in sein Lager gehen und mit ihm ein Dolmetscher. Weil ich etwas Deutsch konnte, wurde ich erwählt von dem hohen Gouvernement, blieb aber zurück und reisete nicht bis in Hyder's Lager, weil der alte Dolmetscher da geblieben war, welcher heißt Christian Daniel, einer von unsern Christen. Da Herr Missionar Klein nach Ceylon reisete, 1782, so nahm er mich auch mit, weil sein Diener kränklich war. Bei unserer Rückkunft wurde ich Schreiber in dem Missionsdienste. Als die Herren Missionare Schwarz und Pöhle aus Tanjour und Tirutschinapalli einst kamen, so fragte mich Hr. Schwarz, ob ich mit ihm kommen und mit meiner Familie in Tanjour bleiben wollte, als ein Katechet. Ich war zufrieden und ging mit und blieb allda neun Monate. Weil ich mich da nicht recht wohl befand, und das Wasser daselbst nicht vertragen konnte, kehrte ich mit seiner Erlaubniß zurück und diente bei Hrn. Klein einige Monate lang. Bis dahin waren meine Umstände unbeständig, nun aber bin ich wieder als ein Schulmeister in Hrn. John's Hause und unterrichte die Kinder, sonderlich die malabarischen, und bemühe mich täglich, daß ich und die Kinder sowohl in Erkenntniß, als auch in Gottesfurcht zunehmen mögen, und wiederhole in der Kirche Sonntags Nachmittag wechselseitig mit andern Katecheten, wie ich auch vorher that, die Predigt.

Gott wolle mir weiter helfen, durch seinen Geist mich treiben zum Guten und mir Kräfte schenken, so viel ich nöthig habe. Nun lebe ich mit meiner Frau in der Stadt in einem kleinen Häuschen, das ich von meiner Schwiegermutter gekriegt, und habe eine Tochter, drei Jahre alt. Ein Knabe wurde zu Gott genommen. Meine Frau, nach ihrer Beschaffenheit, ist wohl noch unverständlich und ohne Furcht Gottes, denn sie ist nicht recht erzogen von ihren Eltern; ich aber bemühe mich doch, mit ihr zu beten und sie zu ermahnen, daß sie mit mir und auch mein Kind zu Christo geführt werden, auch in seinem Reiche bleiben, mit ihm recht vereinigt und künftig in das Himmelreich eingehen und Gott endlich loben und preisen mögen. Ich bete auch für meinen theuersten Wohlthäter, daß Gott Sie reichlich segnen wolle.“ —

Nachdem Schawrirajen und Njanapiragasam John's Haus verlassen, nahm er drei andere tamulische Jünglinge bei sich auf. Zu diesen kamen noch einige tamulische Knaben. John erwartete von einem gründlichen Unterrichte der Jugend die meisten Früchte für die Mission. Aber nicht bloß die Tamulen waren es, deren der Missionar sich annahm. Er öffnete sein Haus den Kindern der Europäer; nach einigen Jahren war dasselbe zu einer Erziehungsanstalt geworden.

Viele europäische Eltern nämlich äußerten den Wunsch, daß dem Mangel eines genügenden Unterrichtes für ihre Kinder abgeholfen werden möchte. John entschloß sich im Jahre 1779, den Versuch mit einer Erziehungsanstalt zu machen. Er meinte, die Leitung derselben werde mit seinem Berufe wohl vereinbar sein, „ja selbst an den Missionsreisen wird mich Nichts hindern, da ich es zu einer Bedingung gemacht, daß die Eltern jährlich eine Zeitlang die Kinder zur Prüfung nach Hause nehmen“. Er veröffent-

lichte einen Prospectus der Anstalt, der über ihre Einrichtung eine genaue Auskunft gab.\*) „Der allgemeine Mangel an Gelegenheit in Indien“, heißt es darin, „die Kinder der europäischen Eltern sowohl in den Lehren des Christenthums, als auch in anderen Wissenschaften zu unterrichten, die künftig zu ihrer leiblichen Wohlfahrt nothwendig sind, und die sehnlichen Wünsche vieler Eltern, daß diesem Mangel auf irgend eine Weise möchte abgeholfen werden, haben oft meine Neigung, mit Kindern umzugehen und ihnen nützlich zu werden, stark erregt, und mich auf den Entschluß gebracht, soviel ohne Nachtheil meines Amtes geschehen kann, wenigstens einen Versuch zu machen, und etwa sechs Kinder, die zwischen 7 bis 12 Jahren sind, in mein Haus aufzunehmen, und sie mit Zutretung einiger anderen zu dieser Absicht tüchtigen Gehülfen in den oben angeführten Stücken zu unterrichten.“ Im Mai 1779 traten sechs Kinder von Freunden in Nagapatnam in die junge Anstalt ein. Dazu kamen noch drei Kinder von Missionarien, die unentgeltlich Unterricht erhielten, und einige sähige Tamulenkinder. Das Institut hatte guten Fortgang. Es fand so großen Beifall, daß mehr Zöglinge die Aufnahme suchten, als das Haus des Missionars fassen konnte. „Meine kleine europäische Schule“, schreibt John im Januar 1781, „geht unter sichtbaren Proben des göttlichen Segens glücklich von Statten. Sie besteht, außer drei Missionarien-Kindern und vier malabarischen Jünglingen jetzt aus neun Kindern von Nagapatnam. Ihre Anzahl würde noch einmal so groß sein, wenn der jetzige Krieg und meine eingeschränkte Wohnung mich bisher nicht gehindert hätte, mehrere anzunehmen.“ John sah sich genöthigt, des beschränkten Raumes wegen die Anstalt aus seinem bisherigen Hause zu verlegen. Er kaufte, unterstützt von einigen Freun-

\*) Vergl. Neuere Halle'sche Berichte, B. III. S. 377 ff.

den, ein größeres Haus, das er in der Mitte des Jahres 1781 mit seinen Pfleglingen bezog. Mit der Erweiterung der Anstalt war eine Vermehrung der Lehrkräfte nöthig. John wandte sich im Anfange des Jahres 1782 an das Missionskollegium in Kopenhagen mit der Bitte, ihm für seine Anstalt Lehrer zu senden, „die tüchtige und muntere Kinderfreunde sind, welche die Kinder auch in die Arme Jesu führen, daß er sie segnen möge“. Er erbot sich, die anzustellenden Lehrer selbst zu besolden, wünschte aber, daß das Kollegium für freie Ueberfahrt Sorge tragen möge. Ueber die Anstalt und den in ihr erteilten Unterricht berichtet er so: „Die Anzahl meiner jetzigen Pensionäre, worunter vier Mädchen sind, ist jetzt sechszehn; der Missionarienkinder sind jetzt drei; aus der dänischen Kolonie von angesehenen Eltern vier; malabarische Jünglinge, von denen aber Einige wie Tauben aus- und einstiegen, ohngefähr zehn. Alle mit der Mission irgend verbundenen Kinder haben stets freien Unterricht, und bisher auch die aus der Stadt, so lange ich es tragen kann. Die Kinder sind in drei Klassen getheilt. Der Unterricht geschieht in der christlichen Religion, Lesen, Rechnen, Schönschreiben, Rechtschreiben, Geschichte, Geographie, Geometrie und damit verbundenem Zeichnen, Klavier, Vocalmusik und in der deutschen, englischen und französischen Sprache, je nachdem es das Alter und die Fähigkeit der Kinder erlaubt. Da sie aus dänischen, deutschen, holländischen und englischen Nationen sind, so wünschte freilich jede Nation den Unterricht in ihrer Sprache. Daß dies aber nicht möglich ist und eine zu große Anzahl Lehrer erfordern würde, ist leicht zu erachten. Auch glaube ich sicher, daß ein im Deutschen wohlunterrichteter Jüngling nachher durch eigene Uebung die dänische und holländische Sprache noch leicht dazu lernen wird. Die lateinische ist ebenfalls, damit die Kinder

nicht überhäuft werden, auch noch nicht, außer den daher genommenen gewöhnlichen Wörtern, gelehrt worden, denn die Absicht bei dieser Anstalt ist nicht, eigentliche Gelehrte, sondern gute Christen und brauchbare Bürger für Indien zu erziehen. Wollen einige Eltern einst die Kinder nach Europa senden, und das sollten auch die, welche sie künftig für Ostindien bestimmen wollen, wenigstens auf etliche Jahre thun, so wird die jezige Zubereitung nicht nur sehr nützlich sein, sondern es kann auch dasjenige, was für ihre Bestimmung noch zu lernen ist, hinzugethan werden.“ —

Unter dem Kriege im Jahre 1782, welcher der Missionsarbeit auf allen Stationen so große Schwierigkeiten bereitete, litt die junge Anstalt bedeutende Verluste. Mehrere Eltern der Zöglinge hatten in demselben ihre Habe verloren und nahmen ihre Kinder zurück, da ihnen die nöthigen Geldmittel fehlten. Acht Schüler traten aus. John gerieth in große Geldnoth; die im Lande herrschende Theuerung erschwerte den Unterhalt der Anstaltsgenossen. Doch verlor er den Muth nicht. Er hoffte, die Zeit des Friedens werde die Wunden bald heilen, welche der Krieg geschlagen hatte. „Gott läßt mich“, schreibt er im October 1782, „bei der Bearbeitung sowohl der europäischen als der malabarischen Kinder, noch immer seinen Beistand erfahren, und ich hoffe noch gewiß, daß er die Anstalt erhalten, unterstützen und ihm zum Preise und zur Wohlfahrt der Jugend gedeihen lassen werde“. Die Anstalt wurde auch später noch fortgesetzt, aber den Segen, welchen John von ihr für die ostindische Mission erwartete, hat sie nicht gehabt. Die Arbeit an dieser Anstalt sah John stets als Nebenarbeit an. Seine Hauptarbeit war auf die Missionschulen gerichtet. Sie war reich gesegnet. Die Missionare hatten die Freude, unter den malabarischen Kindern ein neues Leben entstehen zu sehen. In der Schule herrschte

Ordnung und Reinlichkeit; die Kinder verrichteten ihre Arbeiten mit Lust und Liebe. Mehrere waren unter ihnen, „die das Christenthum nicht bloß in ein äußeres Wohlverhalten setzen, sondern ihre Seligkeit mit Ernst schaffen“. Erfreulich ist der Bericht, welchen John im Jahre 1785 an das Missionskollegium in Kopenhagen einsandte. „In unsern Gemeinden und Schulen sieht es nun in Wahrheit recht fröhlich und hoffnungsvoll aus. Obschon in der Gemeinde noch viel liederliches Gesindel, das ich fast nicht zur Mission gehörig rechne, übrig ist, so fangen doch wirklich immer Mehrere an, theils des Christenthums würdig, theils zum Wenigsten anständiger zu wandeln, wozu die neue Einrichtung, die Communicanten acht Tage hintereinander am Nachmittage zu unterrichten und sie außerdem zu prüfen und besonders zu vermahnen, viel beiträgt. Mit der Vorbereitung zur Taufe gehen wir besonders vorsichtig zu Werke, prüfen die, welche getauft werden wollen, erst mit Arbeiten, und dringen stark auf eine wahre Besserung. Hierdurch wird zwar die Zahl der Getauften vermindert, aber die Ausbreitung der christlichen Religion wird dadurch mehr gefördert, als gehemmt. Die Neugetauften suchen wir desto fester zu halten, und unterreden uns oft besonders mit ihnen. Die größte Freude haben wir von unseren Malabarischen Schulen. Da kennen wir nicht ein einziges liederliches oder böswilliges Gemüth, und bei mehreren Knaben und Mädchen wird wahre Gottesfurcht und Ernst verspürt. Viele Knaben übertreffen ihre Lehrer, aber die Mädchen haben in ihren Lehrerinnen und zwei Unterlehrerinnen ein vortreffliches Exempel. Ueberall herrscht Sittsamkeit und Arbeitsamkeit unter den Schulkindern. Nachdem wir für diejenigen, welche sich später durch ihrer Hände Arbeit ernähren sollen, die Nachmittagschule abgeschafft und statt derselben eingeführt haben, Strümpfe zu stricken

und Matten zu flechten, so hat sich unter ihnen ein neues Leben verbreitet. Die früher so häufigen Krankheiten, Unreinlichkeit in der Kleidung haben fast ganz aufgehört. Die Europäer selbst freuen sich über die Reinlichkeit, womit sie sich jetzt auf der Straße und in der Kirche zeigen. Unsere zwei großen, öden Schulgärten sind nun zwei angenehme Lustgärten, die der große Kinder- und Gartenfreund Missionar Rottler, mein Jonathan, angelegt hat. Wenn einer von uns in die Schule kommt, so ist die Freude und Liebe der Kinder zu ihrem Lehrer und Vater augenscheinlich. Leibliche Züchtigungen haben wir selten nöthig. Von denen, die in unserem Hause erzogen sind, haben wir nun schon einen rechtschaffenen Katecheten in Tanjour, einen tüchtigen und beliebten Dolmetscher bei der Regierung, zwei Bedienten und Schreiber bei Kaufleuten und zwei brauchbare Mitthelfer bei der europäischen und malabarischen Jugend, außer verschiedenen Andern, die sich recht gut ernähren, und, wenn nicht Alle Bürger des Reiches Gottes, doch nützliche Erdenbürger sind. In vielen europäischen Häusern findet man nun die Stuben mit Rohrmatten aus der Missionschule belegt, die 10 bis 40 Rthlr. das Stück kosten. Hier und da sieht man auch dort gefertigte Reisföhrbe, das Stück zu 4 Rthlr. Die Europäer tragen gern unsere Strümpfe, von denen 20 Paar 30 Rthlr. kosten. Viele Einwohner schicken ihre Fenster, Stühle, Betten, Palankins und Kanapee in unsere Schule, damit sie geflochten werden. Hr. Rottler hat mit Aufopferung eine Strumpffrickerei unter den Eingebornen angelegt." —

An der tamulischen Mädchenschule waren zwei Lehrerinnen angestellt, die von John ein gutes Zeugniß über ihre Thätigkeit erhalten. Sie hießen Anba i und Nahel. Unter den Schülerinnen waren drei, Mariamuttu, Annam ei und Jesadial, „die durch Wort und Wandel für die Kinder ein

wahrer Segen und erbauliches Beispiel sind.“ Die Missionare schrieben darüber im Jahre 1785: „Es sind in der tamulischen Mädchenschule einige erwachsene Kinder, welche uns in diesem Jahre insonderheit durch ihre Aufmerksamkeit in den Predigten und Katechisationen, durch ihr Forschen in der Schrift und durch ihr Gebet, auch durch ihre Aufmerksamkeit manche Freude gemacht haben.

1. Mariamuttu, die schon 19 Jahre alt ist, ein Suttirer-Mädchen aus Sandrapadi. Sie verlor ihre Mutter, die auch in der Schule gelernt und sich immer christlich und geduldig bei den mancherlei Trübsalen des Ehestandes verhalten hat, im December 1783. Dieser Tod griff die Tochter so an, daß sie auch krank wurde. Es sah nach des Arztes Aussage gefährlich aus. In dieser Krankheit war sie sehr begierig nach einem Zuspruch von uns und nach dem Gebet mit ihr. Gott half ihr so weit auf, daß sie schon ein wenig herumgehen konnte. Allein sie bekam ein Recidiv, welches noch gefährlicher war. Der Arzt zweifelte ganz an ihrem Aufkommen. Sie betete und ließ andere Kinder mit sich beten, sich auch fleißig aus dem neuen Testamente und aus Joh. Arndts Paradies-Gärtlein vorlesen. Ihr heiteres Gemüth, das aus ihrem Angesicht und ihren Reden sehr deutlich zu bemerken war, erquickte mich nicht wenig.

Der gnädige Gott half ihr endlich wieder auf. Ihre Kräfte kamen freilich nur langsam wieder; allein sie eilte recht, die Gelegenheiten zu nutzen, wo sie das Wort Gottes hören konnte. Sie läßt es auch nicht bei Anhörung des öffentlichen Vortrages bewenden, sondern sucht Gelegenheit, sich auch insbesondere von uns unterrichten zu lassen, und ist in dieser Absicht mehrmal insbesondere zu mir gekommen. Unter Andern hat sie einmal, ihr doch die 18. Lebensregel \*)

\*) D. Schulke hatte 100 Lebensregeln in's Tamulische übersezt, welche die Schulkinder auswendig lernten.

eines guten Christen zu erklären. Sie heißt so: „Denke nicht, daß du eine wichtige Sache auszurichten selbst Vermögen habest; denn der Eigendünkel hat Viele betrogen“. Ich gab ihr darüber einen Unterricht, womit sie zufrieden war. Bald darauf kam sie wieder und bat um Erklärung der Worte Offenb. 3, 15. 16. Ein Andermal verlangte sie, daß ich ihr zwei andere Lebensregeln näher erklären möchte. Wieder ein Andermal bat sie um Erklärung des Spruches 1. Joh. 3, 20. 21.

2. Ein Parreiar-Mädchen Annamei, die aus dem Lande von Cumbagonam her und erst 15 Jahre alt ist, deren Vater vor Kurzem, die Mutter aber schon vor zwei Jahren gestorben. Sie lernte frei in der Schule. Zwei ihrer Brüder dienten bei den Engländern im Lager. Ihr Vater kam und bestand darauf, daß diese seine älteste Tochter zu ihrem ältesten Bruder in's Lager kommen müßte, der ein großes Verlangen hätte, sie zu sehen. Alle Vorstellungen halfen nichts, wir mußten sie abfolgen lassen. Ihr Bruder bekam in einer Action einen gefährlichen Schuß, an welchem er starb. Nun hatte dieses Mädchen keinen besonderen Anhalt. Sie kam also mit einigen hieher reisenden Weibern wieder zurück, und wir nahmen sie auf's Neue in die Schule auf. Sie hatte im Anfange bei ihrem cholertischen Temperament bald mit diesem, bald mit jenem Zwistigkeiten, zumal sie nicht schweigen konnte, wenn Einige nicht nach der Wahrheit wandelten. Allein sie ließ sich bald durch Liebe und Ernst zurecht weisen und gesellte sich zu dem ersten Mädchen, mit dem sie Gottes Wort und andere Bücher las, und betete; und die erste schickte diese immer zu mir, wenn sie etwas gelesen hatte, das ihr nicht deutlich war.

Sie fragte unter andern, was doch der Ausdruck Ebr. 11, 39: Sie haben nicht empfangen die Verheißung, bedeute. Nachdem ich es ihr erklärt hatte, sagte sie: „Ach,

der Unglaube ist noch so stark. Es wandelt mich Furcht an, wenn ich, sonderlich im Finstern, beten will. Ich belehrte sie, sie müsse sich vorstellen, daß sie mit einem ihr gegenwärtigen lieben Vater rede, und rieth ihr, besonders den 23. und 27. Psalm fleißig zu bedenken. Sie ist nachher zum Doftern gekommen und hat über gewisse Stellen aus Arndts wahren Christenthum und Paradies-Gärtlein sich Erläuterungen ausgebeten, z. B.: Was heißt, rückfällig sein? Was heißt: das Gesetz verklagt uns? Was ist die Handschrift, die wider uns ist? So bat sie einmal um die Erklärung von 1 Joh. 3, 21. 22. und Apostelgesch. 2, 17, und fragte bei dem letzten Ort, ob auch das weibliche Geschlecht die Gabe des Weissagens gehabt.

Zur andern Zeit bat sie um die Erklärung von Offenb. 21, 7. 8. Sie fragte: 1. Was heißt überwinden? 2. Was: Alles ererben? 3. Wer sind die Verzagten? Und so hat sie bald über diesen, bald über jenen Spruch oder Stelle der heiligen Schrift gefragt, und was sie gehört hatte, den Andern wieder erzählt. Wenn sie der Mariamuttu nicht völlige Satisfaction that, so kam sie noch einmal und bat um mehr Aufklärung, daher ich jedesmal sie zu fragen pflegte: Hast du es nun verstanden? Ich wies sie an, die Bücher des Neuen Testaments der Ordnung nach zu lesen, und das thaten sie, welches ich aus den Fragen schließen konnte.

Einst hatten sie in der gedruckten Theologie den Artikel vom Glauben gelesen, da bat sie um Erklärung der Worte: Der schwache Glaube ist zwar ein wahrer Glaube, aber er muß nicht schwach bleiben, sondern immer stärker werden. So fragte sie auch ein andermal: Diejenigen, welche mit einem halben oder getheilten Herzen dem Herrn Jesu dienen, bekommen keinen Geschmack von der Seligkeit? Ich antwortete: Oft läßt sie Jesus etwas schmecken, damit sie dadurch erweckt werden, sich ihm ganz hinzugeben. Wenn

sie aber das nicht thun, so gehen sie nach dem Tode alles Geschmacks der Seligkeit verlustig. Der Herr Jesus will uns ganz haben.

Ein andermal fragte sie: Haben denn die Ungläubigen kein Verlangen nach der Vergebung der Sünden und der Seligkeit? Sie hörte in einer Predigt oder Katechisation die Worte: Nicht alle Erweckte bleiben beständig. Sie wollte das näher erklärt haben. Ich redete mit ihr dabei von dem Gleichniß des Herrn Jesu von vielerlei Acker, und sonderlich von dem zweiten und dritten. Dieses faßte sie.

3. Das dritte Mädchen heißt Jesadial vom Parreier-Geschlecht, die sich auch zu den andern hält. Sie hatte eine redliche Mutter, die vor einigen Jahren gestorben. Eigentlich ist die Familie aus dem Lande von Terirhendur. Sie hat sich aber auf der Compagnie Grunde niedergelassen. Ihr Vater ist schwach von Gemüthskräften. Er hatte sie aus der Schule genommen und in das Haus, wo er als Arbeiter zweien alten europäischen Leuten diente, gebracht, wo sie Strümpfe stricken sollte. Wir bemerkten aber, daß die Aufsicht über sie nicht so beobachtet wurde, als das Versprechen gewesen war, daher wir, um sie vor Versuchungen zu bewahren, sie wieder in die Schule nahmen. Sie hat sich bisher auch stille und arbeitsam bewiesen, ist begierig nach dem Worte Gottes und betet herzlich. Sie hat auch einigemal über das, was sie gelesen, Erläuterungen begehrt."

John's Thätigkeit beschränkte sich indessen nicht auf die Schule allein. Neben den sonntäglichen Predigten, neben der besondern Beaufsichtigung über die Wirksamkeit der Nationalgehilfen, die ihm alle Montage ihre Berichte vorlesen mußten, leitete er die Arbeiten in der Missionsdruckerei und Buchbinderei. Mehrere Schulbücher wurden von ihm verfaßt. Auch finden wir ihn oft auf Reisen in das Innere des Landes, auf denen er theils mit den Landchristen Gottes-

dienst hielt, theils auch mit den Heiden über ihr Heidenthum sich unterredete. Selbst über das Festland Indiens hinaus dehnten sich seine Reisen aus, wir finden ihn z. B. 1780 auf der Insel Ceylon.\*). Als Schwarz 1776 bei der Wiedereinsetzung des Nadscha von Tanjour zugegen sein mußte, versah John die Missionsarbeit in Tirutschinapalli während der Abwesenheit seines Freundes. John begegnet uns auf den einzelnen Gebieten der Missionsthätigkeit als ein frischer, kräftiger Arbeiter. Häusliche Leiden und eigene Krankheit beugten ihn zwar oft tief, aber im Glauben an seinen Herrn fand er rechten Trost und wahre Kraft.

Zwischen John und seinen Mitarbeitern in Trankebar herrschte anfangs ein freundliches Verhältniß. Später aber wurde dies gestört. Seine europäische Schule rief zwischen denen Haß, Mißgunst und offene Feindschaft hervor, die das Werk des Friedens treiben sollten. Nur ein Einziger von seinen Collegen, Kottler, stand auf seiner Seite; die Uebrigen griffen ihn hart an, indem sie ihm vorwarfen, über seiner Privatanstalt seinen Beruf vernachlässigt zu haben. In einem Briefe an das Missionskollegium vom Jahre 1785 schreibt John: „Mit meiner europäischen Schule fing ich schon vor sechs Jahren an in unserm kleinen Kreise Lärm zu machen, da sie in herzenguter Meinung, als meinem Amte nicht zuständig, ja als dem Amte, den künftigen Missionaren und der ganzen Mission mehr schädlich

\*) In den Neuereu Hallesehen Berichten sind die Tagebücher Johns über mehrere seiner Reisen veröffentlicht worden. Sie enthalten eingehende Beschreibungen des Landes und seiner Merkwürdigkeiten; in das Leben der Christengemeinden führen sie jedoch weniger ein. John war ein emsiger Naturforscher; er stand mit den bedeutendsten Männern dieses Faches in Europa in Briefwechsel. — Von seinen Unterredungen hat er wenig aufgezeichnet; er entschuldigt sich in seinen Briefen damit, daß seine Schularbeit ihn nicht zu ausführlicheren Mittheilungen kommen lasse.

betrachtet wurde. Diese Bedenlichkeiten mußten noch wachsen, als ich auf eigenes Risiko ein großes Schulhaus kaufte, Wagen und Pferde für vornehme Kinder und meine eigene Familie hielt, den Haushalt nach dem Stand der Kinder und der Beschaffenheit meiner eigenen Einnahmen einrichtete, einige flüchtige Familien von Nagapatnam aufnahm, das Haus mit ihren Gütern füllen ließ und dabei in meinem Garten außer meinen 18 europäischen und fast ebenso viel malabarischen Kindern 40 bis 60 Arbeiter aus der Armenanstalt beschäftigte, ja verlangte, daß auch verschiedene Kinder aus unserer Schule diese Arbeiten mit erlernen sollten.“ Allerdings ist John von dem ihm gemachten Vorwürfe nicht freizusprechen; aber die Art und Weise, wie einige Missionare gegen ihn auftraten, verdient härteren Tadel, als die Nebenarbeiten des Angeklagten.

Das Interesse an der Mission nahm durch diese Streitigkeiten in Kopenhagen sehr ab. Das Secretariat des Missionskollegiums lag in den Händen eines ungläubigen Mannes. Die neuen Sendboten waren zum Theil von dem Aufklärungsgeiste des vorigen Jahrhunderts angesteckt. Der Regierung in Trankebar war die Mission eine Last und eine Thorheit. Alle diese Umstände trugen dazu bei, daß sie in Verfall gerieth. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist die trankebarsche Mission eine Ruine. Als im Jahre 1807 ihr hundertjähriges Jubelfest gekommen war, konnten die Bessern unter den Arbeitern nicht jubeln. John meinte, das Fest müsse als ein Trauer- und Bußtag gefeiert werden.

Ehe wir John in die Arbeiten seiner letzten Lebensjahre folgen, werfen wir einen Blick auf einige der eingebornen Christen. Wir müssen da freilich einige Jahre zurückgehen; denn daß die Streitigkeiten der Missionare unter einander der Ausbreitung des Evangeliums nicht günstig

waren, liegt auf der Hand. Im Jahre 1807 berichten die trankebar'schen Missionare, daß sie fast muthlos geworden seien, daß sie die Kirchen leer, Taufe und Abendmahl verachtet sähen.

Die Missionare wußten wohl, daß nicht Alle, welche zu der Gemeinde übertraten, wahre und lebendige Christen waren. Trotz der größten Vorsicht bei der Aufnahme war es nicht möglich, Unlautere und Heuchler aus der Gemeinde fern zu halten. Die Heidenboten machen daraus keinen Hehl, sie sprechen sich in ihren Tagebüchern oft darüber offen aus. So heißt es in ihrem Berichte vom Jahre 1778: „Was die Beschaffenheit unserer aus dem Heidenthum gesammelten Christen betrifft, so können wir nicht leugnen, daß unter denselben Viele sind, an denen wir nicht die Kennzeichen wahrer zu Gott bekehrter Christen finden. Bei Manchen ist der Zustand ihres Herzens uns nicht deutlich, und weil wir nicht in ihr Innerstes sehen können, so überlassen wir dem Herzenskündiger die Beurtheilung ihres moralischen Zustandes und fahren indessen fort, mit dem Worte Gottes an ihnen zu arbeiten. Bei Anderen überzeugen uns aber auch ihre bösen Früchte, daß sie faule Bäume sind. Zum Theil mögen sie den ihnen erteilten Unterricht nur in's Gedächtniß gefaßt und mit dem Munde zwar versprochen haben, den an ihr Herz gelegten Ermahnungen gehorsam zu werden, mögen auch wohl manche gute Bewegungen an ihrem Herzen empfunden haben, sind aber etwa dem Geiste Gottes nicht völlig gehorsam geworden und haben einige Tücke in ihrem Herzen behalten. Manche haben wirklich wohl eine wahre Bekehrung erfahren, auch anfänglich ungezweifelte Beweise ihres redlichen Sinnes abgelegt, haben aber in der Folge sich von der Macht der Sünde wieder hinreißen lassen, oder sind durch die ausgestandenen Widerwärtigkeiten weich gemacht und wiederum

abtrünnig geworden. Wir wollen von diesen einige Beispiele aus den Berichten der Landprediger anführen. In Anneikudi traf Philipp die Brüder des tirutschinapallischen Katecheten Dewanesen an, welche zum Theil abtrünnig geworden und sich den Heiden wiederum gleich gestellt. Er hat sie vermahnt und gebeten, sich zu dem Herrn, ihrem Gott, zu bekehren. Sie haben aber geantwortet: so lange der Japan (der große Brahmine) der hiesige Vächter ist und uns zu gebieten hat, ist es unmöglich. Hingegen hat ihre Mutter Arulai von Allen das Zeugniß, daß sie eine treue Bekennerin des Herrn Jesu ist. Sie hat sich auch durch den Genuß des heiligen Abendmahls zu stärken gesucht. Weil sie aber auch gehört, daß der Japan gesagt habe, wenn sie stürbe, solle sie nicht christlich begraben, sondern wie die Heiden verbrannt werden, so hat sie einem ihrer Söhne mit Bitten angelegen, daß er sie zu ihrem Sohne Dewanesen bringen möchte. Da wolle sie lieber sterben und christlich begraben sein.

Kajappen schreibt, daß er in Tirumangalakodtei Einige von unseren zur römischen Kirche übergetretenen Christen gefunden, denen er ihre Versündigung vorgestellt, und sie zur Umkehr ermahnt. Sie haben ihm erzählt, daß sie durch Nichts anderes, als durch die vielen Verfolgungen, die sie von den Römischen hätten erdulden müssen, seien verleitet worden, die Wahrheit zu verleugnen.

Ein rechtschaffener Prediger, der in Deutschland an seiner Gemeinde mit aller Treue arbeitet, und sich keine Mühe verbrießen läßt, öffentlich und besonders seine Zuhörer zu lehren, zu bitten, zu ermahnen und sie durch sein eigenes Beispiel von der Möglichkeit und Seligkeit eines gottesfürchtigen Wandels zu überzeugen, aber dennoch wohl die traurige Erfahrung macht, daß derjenigen, die die Gnade Gottes von sich stoßen und in offenbaren Werken des Flei-

ſches Leben, gleichwohl noch eine große, ja wohl die größte Anzahl ſei, wird aus ſeiner eigenen Empfindung urtheilen können, wie ſchmerzlich es uns ſei, wenn wir auch unter unſeren Gemeinden noch ſo Manche finden, denen das Chriſtenthum und die Rettung ihrer Seele kein wahrer Ernſt iſt. Wir thun indeſſen, was unſere Pflicht iſt, wir warnen, beſtrafen die Sicherer, wir ſuchen die Trägen zu erwecken, und wenn Jemand durch grobe Werke des Fleiſches als ein faules Glied ſich offenbart, ſo ſchneiden wir daſſelbe ab, damit es nicht auch Andere anstecke und uns keinen Vorwurf bei den Heiden mache.

Wir können auch nicht glauben, daß Jemand von unſern Gemeinden ſich die Vorſtellung machen werde, als wenn dieſelben ein ſolcher Acker wären, auf welchem kein Unkraut Platz fände; es würden auch die Gleichniſſe unſeres Heilandes, unter welchen er die Kirche vorſtellte, auf die aus den Heiden hier geſammelte Kirche nicht angewendet werden können, wenn dieſer Acker lauter Waizen trüge, und wenn in unſeren Netzen lauter gute Fiſche gefangen würden. Wir halten es alſo für überflüſſig, Vieles von dem Unkraut auf unſerm Acker und Vieles von den faulen Fiſchen, die in unſeren Netzen gefangen werden, in unſeren Berichten zu erwähnen. Wir würden uns, wenn wir unſere Augen zu viel auf das Böſe richten wollten, ſelbſt nur zu viel niederschlagen, da wir immer Urſache haben, uns gegen die Muthloſigkeit zu wappnen und unſere Augen zuweilen von dem, was unſeren Muth niederschlagen könnte, etwas wegzuwenden, hingegen uns durch das, was Gott doch wirklich Gutes unter unſeren Gemeinden wirkt, zur ausſharrenden Treue in unſerem Amte zu ermuntern. Unſere Leſer aber würde die zu häufige Anführung des Böſen, das ſich in unſeren Gemeinden findet, weder vergnügen, noch erbauen. Indeſſen haben wir gar nicht Urſache, zu

verhehlen, daß wir zuweilen von Heuchlern betrogen werden, und daß manche Aergernisse unter uns sind, wie wir denn in unseren Berichten immer Etwas einfließen zu lassen uns nicht entbrechen können, obgleich die Absicht dieser Nachrichten nicht ist, das Werk des Feindes, wie er Unkraut säet, sondern das Werk Gottes bekannt zu machen, damit sein Name darüber gepriesen werde. Gottes Werk ist, daß er diesem armen, mit der heidnischen Finsterniß bedeckten Volke das Licht seines Evangelii nahe gebracht hat, daß er durch uns, seine unwürdigen Knechte, nun seit 62 Jahren diesen armen Heiden seine Gnade anbieten läßt, damit ihre Augen erleuchtet und ihre Herzen bekehrt werden mögen. Und Gott sei gelobt, daß seine Gnade auch wirklich von Manchen redlich angenommen wird, die seinen Endzweck an sich erreichen lassen und dem Evangelio würdig wandeln, von welchen schon Manche vollendet worden, und das Ende ihres Glaubens, der Seelen Seligkeit, erlangt haben, Manche aber bei allen Widerwärtigkeiten unter ausharrender Geduld noch bis auf diese Stunde dem Evangelio würdig wandeln, so daß auch selbst Widriggesinnte nicht leugnen können, daß ein heiliger Same unter uns sei. Wir könnten wohl auch Mehreres von dem Guten, welches sich in unseren Gemeinden findet, rühmen, wenn wir nicht Ursache zu haben glaubten, vorsichtig zu sein und nicht einem jeden guten Schein zu trauen, oder wenn wir nicht befürchten müßten, daß manche schöne Blüthen, ja auch manche liebliche zarte Früchte vor der völligen Reife wieder abfallen möchten. Wir vermeiden vielmehr, und wie wir glauben, mit Recht, Alles, was den Schein einer Prahlerei haben könnte. Indessen würden wir uns doch auch versündigen, wenn wir leugnen wollten, daß keine wahren Christen unter unseren neuen Christen wären. Die beiden Landprediger und manche treue Katecheten und Gehülfen (bei

Einigen ist die rechte Treue jedoch auch noch zweideutig), und manche gemeine Christen sind uns noch ein Trost, daß wir nicht umsonst arbeiten, und unsere Kräfte nicht vergebens verzehren.

Wir könnten mehrere Beispiele von solchen Christen anführen, deren christlicher Wandel uns ein Trost ist. Wir wollen aber nur bei einigen Verstorbenen bleiben. Unter Andern können wir von dem gewesenen Stadtgehülfsen Marudana jagam das Zeugniß ablegen, daß er in der Wahrheit gewandelt habe. Er war des Landprediger Philipp Schwestersohn, in Sandirapadi geboren, wo er auch, nachdem er in der Schule gut gelernt, eine Zeitlang Vorbeter gewesen, worauf wir ihn zum Schulmeister in der Stadt annahmen, und da Philipp zum Landprediger ordinirt worden, ihn zum Gehülfsen in Wölpaleiam gesetzt. Er hatte eine feine Erkenntniß und besaß vornämlich eine Gabe der Deutlichkeit, die er insonderheit bei Wiederholung der Predigten bewies. Sein Körper aber war vieler Schwachheit unterworfen, die ihn an dem so nöthigen Ausgehen und Besuchen der Christen, sonderlich in etwas entlegenen Orten, oft hinderte. Seine noch lebende Mutter veranlaßte ihn, bald bei diesem, bald bei jenem Arzt Hülfe zu suchen, wie der Tamulen Art ist. In seiner letzten Krankheit schickten wir zwar unsern Missionsarzt zu ihm; allein die, welche um ihn waren, hatten ihm die verordneten Arzneien nicht eingegeben, daher die Zeit und Gelegenheit der Hülfe versäumt worden, welches wir ihnen auch verwiesen haben. Einige von uns haben ihn in dieser Krankheit bei mehrmaligen Besuchen aus Gottes Wort zu ermuntern und zu stärken gesucht und mit ihm gebetet. Bei diesen Besuchen haben wir alle Zeit eine mit seinem vorigen Wandel übereinstimmende gottselige Gesinnung und gläubiges Vertrauen auf das Verdienst Christi bei ihm gefunden. Er

starb den 17. Novbr.“ — Nach diesen Bemerkungen der Missionare will ich Dir einige von den trankebarschen Christen vorführen.

1. Im Jahre 1779 starb ein siebenzigjähriger Greis, Johann Dirk. Er war ein armer Mann, der von den Gaben barmherziger Liebe gelebt hatte. Aber in seiner Armuth hatte er ein zufriedenes Herz; daher war er von der Zubringlichkeit der meisten Bettler entfernt. Wenn er an ein Haus kam, wo er Almosen zu empfangen pflegte, so stellte oder setzte er sich still vor die Thür und wartete, ob der wohlthätige Hausherr ihm Etwas anbieten werde. Geschah das, so war er überaus dankbar. Hatte er vergebens gewartet, so ging er still und zufrieden weiter. Seine Bescheidenheit gewann ihm die Herzen. Jedermann gab ihm mit Freuden. Ein reicher Wohlthäter hatte einmal eine Summe Geldes zur Vertheilung unter die Armen in die Hände der Missionare übermacht. Für den alten armen J. Dirk wurden davon anderthalb Thaler bestimmt. Beim Empfange derselben sagte er mit recht dankvollem Herzen: „Gott giebt mir mehr, als ich werth bin, ich verdiene ja gar Nichts“! — Bei der Vorbereitung zum heiligen Abendmahle pflegte er zu sagen: „Du lieber Gott, ich alter Sünder komme wieder, ic.“ Der Alte wurde plötzlich aus dieser Welt genommen. Noch am Tage vor seinem Tode wohnte er dem Gottesdienste in der Kirche bei. In der darauf folgenden Nacht entschlief er stille, wie er gelebt hatte, „und“, setzen die Missionare hinzu, „wie wir hoffen, selig“. —

2. Beata war als fünfjähriges Kind ihren Eltern im Innern des Landes geraubt und als Sklavin nach Trankebar verkauft worden. Sie hatte seit Jahren Nichts von ihren Eltern gehört, und die Eltern Nichts von ihrer geraubten Tochter. Als der Vater gestorben war, hatte sich

die Mutter in der Hoffnung, ihre Tochter wieder zu finden, nach Pondichery begeben. Dort war sie getauft. In Trankebar fanden Mutter und Tochter einander wieder. Beata erhielt nach dem Tode ihrer ersten Herrschaft die Freiheit. Sie trat darauf bei einem Europäer in Dienst, in dem sie bis an ihren Tod, 24 Jahre lang, blieb. Sie war eine innige Christin. In ihrem Berufe war sie treu; die ihr untergebenen Sklaven ihres Herrn suchte sie dem Herrn Jesus zuzuführen. Sie starb in ihrem 50. Jahre 1779. „Ihr Herr beweinte ihren Tod sehr. Er gab ihr das Zeugniß, daß sie sein Haus in der besten Ordnung gehalten und besonders die kleinen Sklaven zu Gottes Wort und Gebet angeführt habe; wie sie denn nie aus der Kirche gekommen, ohne Etwas aus der Predigt behalten zu haben, welches sie auch den Kleinen zu Hause eingeschärft. Morgens und Abends hat sie mit den übrigen Hausleuten das Gebet sehr ordentlich gehalten. Ihr Umgang war mit wenigen und nur mit stillen Personen. Die Zeit, die sie von der Haushaltung übrig hatte, verwandte sie auf Spigenmachen, wodurch sie sich ein kleines Vermögen gesammelt. Sie hatte schon vor einigen Jahren ein Testament gemacht, worin sie einem christlichen Maurer zehn Thaler, das übrige Vermögen aber einer armen Verwandtin ihres Herrn vermacht hatte.“

3. Der später im Combagonamschen Kreise angestellte Unterkatechet Phaniel war in der Missionschule zu Trankebar gebildet worden. Da er ein fähiger Jüngling war, so wurde er 1766 als Schullehrer in Tanjour angestellt. Die Missionare aber konnten ihm nicht ein ausreichendes Gehalt geben; darum legte Phaniel sein Amt nieder und wurde Soldat. Seit der Zeit aber fühlte er sich in seinem Gewissen beunruhigt. Er erkannte, daß er nicht Recht gethan habe. In großer Bekümmerniß kam er zu den Mis-

sionaren nach Trankebar, bat um Vergebung seines Unrechts und um eine neue Anstellung im Dienste der Mission. Die Heidenboten nahmen ihn wieder auf, und sendeten ihn zuerst als Lehrer nach Karasalam, bald nachher als Unterkatecheten nach Kuttanallur. Phanael wirkte in seinem Amte unter Heiden und Muhamedanern nicht ohne Segen. Die Missionare sahen sich jedoch genöthigt, ihn aus seinem Arbeitsfelde in den Combagonamschen Kreis als Unterkatecheten zu berufen. Er ließ sich darauf in Magadakudi nieder. Er hoffte, daß er die hier wohnenden ehemaligen Christen, die aber in's Heidenthum zurückgefallen waren, wieder für das Wort vom Kreuze gewinnen werde. Zugleich gedachte er unter den Heiden der umliegenden Dörfer thätig zu sein. In diesem seinem Berufe war Phanael treu. Um aber den Christen in Karasalam näher zu sein, wählte er später ein in der Nähe gelegenes Dorf zu seinem Wohnorte. Die Bewohner desselben boten ihm freiwillig einen Platz an, auf welchem er seine Wohnung errichten könne. Durch dies Anerbieten ließ sich der Hindu zum Bau eines Wohn- und Bethhauses verleiten. Aber er war kein kluger Bauherr. Er hatte vergessen, die Kosten des Baues zu überschlagen. Er gerieth in große Schulden. Sorge und Kummer drückten ihn nieder. In seiner traurigen Lage konnte er der Versuchung nicht widerstehen, etwas von dem Gelde, welches die Missionare ihm zum Unterhalte einiger Schulkinder gesendet hatten, zurückzuhalten. Da seine Untreue nicht verborgen blieb, so wurden ihm von dem Landprediger, und später bei seiner Anwesenheit in Trankebar von den Missionaren, ernstliche Vorstellungen über seine Sünde gemacht. Phanael schien über dieselbe aufrichtig Leid zu tragen.

Während seines Aufenthaltes in Trankebar zeigten sich bei ihm die Spuren einer gefährlichen Krankheit. Die

Missionare gestatteten ihm auf die Bitte seiner Anverwandten eine Reise nach Tanjour, wo er mehr Pflege und den Rath erfahrener Aerzte finden konnte. Sie ließen ihn jedoch nicht aus den Augen. Der Landprediger Rajappen ward beauftragt, den Kranken fleißig zu besuchen und zu ermahnen, „damit er seine Veründigung zu erkennen und sein Gewissen gründlich davon reinigen zu lassen erweckt würde“. Rajappen nahm sich des gefallenen Bruders treulich an. In seinem ersten Schreiben an die Missionare berichtete er von Phaniel, daß er sehr gebeugt sei und sich vor Gott als einen großen Schuldner anklage. Nach Verlauf eines Monats schrieb er, daß der Kranke zwar nach seinem Leibe immer schwächer werde, aber doch Sorge trage, seine Schulden abzubezahlen. Auf die Bitte des Patienten habe er ihm das heilige Abendmahl gereicht, da er von seiner bußfertigen Glaubensfreudigkeit und gewissen Zuversicht zu der Gnade Gottes in Christo überzeugt gewesen. In dem darauf folgenden Berichte meldete der Landprediger, Phaniel sei selig entschlafen, „sein Tod sei gewiß ein seliger Tod gewesen, und er wünschte, daß Gott auch ihm, wenn er nach seinem Willen sterben sollte, ein solches seliges Ende verleihen möge. In der letzten Nacht habe er sich noch ausgerichtet und in seiner äußersten Schwachheit bei einer halben Stunde gebetet und sich hernach ein Lied vorlesen lassen, worauf er am folgenden Tage verschieden.“ —

4. Der Landprediger Rajappen. Rajappen wurde im Jahre 1742 von christlichen Eltern geboren. Schon sein Großvater hatte sich von dem Götzendienste losgesagt und in der heiligen Taufe den Namen Marcus empfangen. Er stand nach seinem Uebertritt zum Christenthume als Katechet im Dienste der trankebarschen Mission. Rajappen's Vater dagegen, Andreas, ging nicht in den Wegen des Marcus. Es war daher ein großes Glück

für den Sohn, daß der Großvater ihn von seiner zartesten Kindheit an den bösen Einflüssen des Andreas entzog. Mit treuer Sorgfalt wachte der Greis über die Erziehung seines Enkels. Er unterrichtete ihn in der christlichen Religion, und wies ihn frühzeitig auf den Heiland hin; Rajappen hat nie vergessen, was er seinem Großvater zu danken hatte. In seinem 9. Jahre kam der Knabe in die Missionschule zu Trankebar; und als nach einigen Jahren sein Vater und Großvater gestorben waren, trat er als Gehülfe in die Missionsdruckerei. Rajappen zeigte stets eine große Liebe zum Worte Gottes. Die Predigten, deren Zuhörer er war, pflegte er sorgfältig aufzuschreiben. Aber die Liebe zum Worte Gottes allein macht noch keinen wahren Christen. Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Dem Rajappen blieb die Kraft des göttlichen Wortes noch verborgen. Eine selige Veränderung ging mit ihm während einer schweren Krankheit vor. Er begann zu hungern und zu dursten nach der Gerechtigkeit. „Er fing an,“ schreiben die Missionare von ihm, „die Kraft des göttlichen Wortes mehr, als jemals, in seiner Seele zu erfahren, hungerte nach der angebotenen Gnade, wurde davon überzeugt, daß er auch daran Theil habe, und sehnte sich zu sterben, um bei Christo zu sein“. Rajappen genas von seiner Krankheit. Aber er war noch nicht ganz das Eigenthum seines Heilandes. Schwere innere Kämpfe hatte der Jüngling zu bestehen. Den sinnlichen und süßen Vorstellungen der Feinde des Evangeliums gelang es, ihn von dem betretenen Wege abzubringen. Rajappen zweifelte an der Wahrheit der christlichen Lehre. Seitdem fühlte er sich von unennbarer Angst getrieben. Er wollte gern selig werden, aber nirgends fand er den Weg der Seligkeit. Er wußte nicht, wohin er sich wenden

solte. Er betete inbrünstig, der Herr möge ihm sein Herz fest machen und ihn zur Erkenntniß der Wahrheit führen.

Die Missionare nahmen sich des bekümmerten Jünglings in Liebe an. Sie suchten ihn wieder auf den rechten Weg zu führen. Durch ihre Unterredungen mit ihm fand er sich getröstet.

Neben diesen inneren Anfechtungen hatte Rajappen viele äußere Trübsal zu dulden. Der Hohn seiner Feinde machte ihm viele Noth. Ein heuchlerischer Mensch, der mit ihm zusammen arbeitete, machte ihn zur Zielscheibe seines Spottes. Dem Jünglinge wurde dadurch die Beschäftigung in der Druckerei verleidet. Er verlangte, aus der Nähe des Spötters zu kommen. Doch mochte er davon den Missionaren Nichts sagen; aber er bat den Herrn, daß er ihn in einen Dienst bringe, in welchem er auch Anderen das Wort Gottes verkündigen könne. Seinem Gebete folgte die Erhörung. Die Missionare stellten ihn als Lehrer an der Schule an. Rajappen bewies sich im Amte als treu und brauchbar, so daß man kein Bedenken trug, ihn im Jahre 1769 als Katecheten nach Tanjour zu versetzen. Manche liebliche Frucht seiner Arbeit unter den dortigen Heiden ließ ihn die Treue seines Gottes sehen. Schwarz liebte und lobte den wackeren Gehülfsen; in den Briefen des Missionars findet sich ein gutes Zeugniß von ihm. Als die trankebarschen Missionare nach dem Tode des Ambros neben Philipp \*) noch einen Eingeborenen als Landprediger anzustellen für nöthig fanden, fiel ihr Augenmerk auf den Katecheten in Tanjour. Sie theilten ihre Absicht dem Missionskollegium zu Kopenhagen mit, und beriefen, nachdem dasselbe eine zustimmende Antwort gegeben hatte, im

\*) Vgl. über sie B. II. S. 2.

October 1777 den Kajappen nach Trankebar. Der zeigte sich bereit, den an ihn ergangenen Ruf anzunehmen. Nachdem er längere Zeit den Vorbereitungsunterricht der Missionare genossen hatte, wurde er am 7. Mai 1778 vor der versammelten Gemeinde feierlich zu dem Amte, das die Versöhnung predigt, geweiht. Seine Antrittspredigt hielt er über den Text Joh. 10, 16.

Kajappen hatte als Katechet von Tanjour aus oft Reisen in das Land gemacht. Die Gewandtheit, welche er sich da im Umgange mit Christen und Heiden erworben hatte, kam ihm in seinem neuen Berufe zu Statten. Die Missionare freuten sich seines Geschickes und Eifers, mit welchem er für die Ausbreitung des Reiches Gottes thätig war. Außer den kleinen Wanderungen unternahm Kajappen gewöhnlich zur Zeit der hohen Feste längere Missionsreisen. Mehrere Male war er in Palamcottah thätig.

Bis in das Jahr 1797 hinein blieb der Landprediger der Mission erhalten. In der letzten Zeit seines Lebens hatten die Heidenboten Ursache, über die Abnahme seines Eifers zu klagen; sie bemerkten jedoch in ihren Berichten, daß verschiedene häusliche Leiden gute Frucht für sein Christenthum und sein Amt gebracht hatten, so daß sie ihm ihr volles Vertrauen wieder zuwenden konnten. „Inzwischen“, so fahren sie in einem Briefe vom 30. Mai 1797 fort, „hatten die Leiden doch auch seinen Körper sehr angegriffen, daß er schwächlich und in vorigen Jahre auch sehr krank ward. Er erholte sich aber wieder und leistete uns in unserm Amte treuen Beistand. Er hatte mit einem sehr rechtschaffenen Amerikanischen Kaufmanne, der sich um seiner Gesundheit willen in einem Garten allhier aufhält, und mit dem auch wir gern und auf eine nützliche Art umgehen, Bekanntschaft gemacht. Er ging öfter zu ihm und unterhielt sich mit ihm durch Religionsgespräche, wurde auch

mehrmals von ihm zum Essen eingeladen. Dies geschah auch vorigen Sonnabend, da er sich den Tag vorher in unserer Conferenz zum heiligen Abendmahle gemeldet hatte. Wir hielten ihn, es bis auf das nächste Mal zu verschieben, da er in der Bethlehemskirche predigen müsse, und Keiner von uns wegen Ausheilung des Abendmahls dahin kommen könne. Er war dieses zufrieden, und hielt die Präparation täglich des Nachmittags eine Stunde. Den Freitag kam er zwar auch, sie zu halten, fand sich aber so schwach, daß er den Katecheten hat, seine Stelle zu vertreten. Uebrigens konnte er sich doch den folgenden Tag den Kopf waschen oder baden, und den Daniel Pullei ganz früh und auch nachher den Armenier besuchen, von dem er zum Mittagessen eingeladen wurde. Mehrere Stunden lang hatte er sich durch Vorlesung eines ins Malabarische übersehten erbaulichen Buches und durch erbauliche Gespräche mit diesem unterhalten. Da man sich gegen zwei Uhr des Nachmittags zu Tische setzen wollte, und er in der Stube mit dem Buche in der Hand noch auf- und abging, wankte er etwas hin und her, und ehe der Armenier ihn unter die Arme fassen konnte, fiel er mit dem Kopfe gegen die Wand und zur Erde und gab nach ein paar Athemzügen, ohne einen Laut von sich zu geben, seinen Geist auf.“ — Unter großer Theilnahme der Christen wie der Heiden wurde Rajappen beerdigt; John hielt ihm die Leichenpredigt über 2 Kor. 4, 17. 18.

5. Im Jahre 1789 starb in Wölpaleiam eine Christin, Njanamuttu. John hatte sie unterrichtet und getauft. Sie war eine aufrichtige Jüngerin des Herrn. Da sie fleißig an dem Gottesdienste Theil nahm, so wuchs sie in der Erkenntniß des Christenthums je länger je mehr. Oft kam sie zu John, „um eine besondere Ermunterung zur Führung ihres Christenthums zu hören, wobei sie von dem

Zustande ihres Herzens offenherziger redete, als sonst unter den Malabaren gewöhnlich ist, deren natürliche Schüchternheit auch bei guten Seelen oft ein unangenehmes Hinderniß ist, sich mit ihnen auf eine recht nützliche Weise zu unterreden.“ Der Njanamuttu Gatte hieß Rajappen. Er war früher römisch gewesen, war aber zur evangelischen Gemeinde übergetreten. Seine Frau übertraf ihn an christlicher Erkenntniß, er war jedoch ein treuer Mensch, der sich redlich von seiner Hände Arbeit nährte. Die beiden Gatten hatten von den römischen Verwandten viel zu leiden; oft bedurften sie in ihrer Trübsal einer Hinweisung auf die Geduld und Sanftmuth des Herrn Jesu. Nach dem Tode ihres Mannes war Njanamuttu oft kränklich; eine alte heidnische Mutter, die aus dem Lande zu ihr kam, pflegte die kranke Tochter mit großer Liebe. Nun ist gewiß: wer die Seligkeit in der Gemeinschaft mit dem Herrn kennt, der wünscht nichts sehnlicher, als daß diesem Herrn die ganze Welt in die Arme laufe. Der kranken Njanamuttu sehnlichster Wunsch war, daß die Mutter sich von den stummen Götzen zu dem wahren, lebendigen Gott und zu dem Heilande der Welt bekehren möchte. Sie sprach oft mit ihr von der Seligkeit der Kinder Gottes. Als John die Kranke einmal besuchte, sagte sie: „Ich habe mit der Welt und ihren Sorgen nun Nichts mehr zu thun, Tag und Nacht richte ich meine Gedanken und ganzen Sinn auf den Himmel und auf Christum, und bitte, daß er mir alle meine Sünden vergeben, durch seine Gerechtigkeit meine Ungerechtigkeit zudecken und mich, sobald als ihm gefällt, zu sich nehmen möge. Ihm habe ich mich und alles Andere übergeben, an ihn halte ich mich allein und glaube, daß er mich arme Sünderin annehmen werde.“ Dann nahm sie die Mutter und John bei der Hand, legte ihre Hände in einander und sagte: „Meine Mutter liegt mir noch sehr

am Herzen. Diese übergebe ich euch hiermit, unterrichtet und ermahnet sie, daß sie sich doch auch zu Jesu wenden und ihre Seligkeit in ihm suchen möge, damit sie doch auch in den Himmel komme. Sie ist jetzt meine einzige Pflegerin und hat mir sehr viel Gutes gethan. Thut ihr doch ja wieder Gutes und sorget für ihr geistiges und leibliches Wohl.“ — N j a n a m u t t u wollte gern die Pflege der Mutter entbehren, wenn diese an dem Vorbereitungsunterrichte zur heiligen Taufe Theil nehmen wollte. Allein die Christin wurde immer schwächer und schwächer; ihre Mutter durfte nicht von ihr gehen. Nicht lange vor ihrem seligen Tode genoß sie das heilige Abendmahl. Ruhig und getrost ging sie ihrem Ende entgegen. „Der Landprediger,“ schreibt John, „bezeugt mir oft seine Freude, die er jedesmal bei dem Besuche dieser nach dem Heile in Christo so sehr sich sehnenenden Patientin empfände, und wie man bei ihr recht deutlich merke, was für ein Unterschied zwischen einer bloß natürlichen guten Erkenntniß und Gutherzigkeit und zwischen den Wirkungen der von dem heiligen Geiste gewirkten Gnade sei.“

6. Im November 1789 wurde ein sechszigjähriger Greis, Arulananden, in die Gemeinde zu Trankebar aufgenommen. John hat die Geschichte dieses Greises näher beschrieben. Ich theile sie hier mit.

Seine früheren Lebensumstände und die Veranlassung zum Christenthum waren wunderbar, seine Aufnahme sehr bedenklich und sein Ende erbaulich und selig. Als Heide war er ehemals Aufseher über ein Dorf bei Ramanadaburam. Da er von jeher durch eine schmerzhaftes Krankheit manchmal heftig angegriffen wurde, die ihm auch endlich den Tod verursachte, so meinte er durch eine Wallfahrt nach Namesuram von seiner Plage befreit zu werden. Auf dieser heidnischen Andachtsreise hielt er sich etliche Tage bei

einem Bekannten auf, der auch ein Heide war. Dieser hat einen Traum, den er dem Reisenden erzählt, welcher denselben für einen Wink hält, sich zur römischen Kirche zu wenden, um von seiner Krankheit befreit zu werden. Er geht also zur nächsten römischen Kirche, fällt vor derselben nieder und betet an. Da es der Pater von seinen Katecheten erfährt, daß ein angesehenener Heide vor der Kirche auf seinem Angesicht liege und bete, kommt er gleich heraus und erfährt von ihm die Veranlassung seiner Andacht. Der Pater, der jenen Traum für göttlich hält, entschließt sich, ihn gleich zu taufen, obgleich die Katecheten Gegenvorstellung thun, und bitten, ihn erst vorher zu unterrichten. Der Pater taufte ihn aber demohngeachtet, ohne sich vorher nach seiner Familie und seinen Umständen zu erkundigen, weil er glaubt, eine außerordentliche Veranlassung erlaube auch eine außerordentliche Taufe. Nachher erfährt er, daß er zwei Weiber habe, weil ihm die erste keine Kinder geboren hatte. Es wurde ihm nun auferlegt, sich von der einen Frau zu trennen und sich mit der andern nach den Gesetzen der Kirche in der Ehe bestätigen zu lassen. Dieses verzog sich aber ein Jahr lang, da unterdeß der Pater einmal an seinen Ort kam und ihm das heilige Abendmahl reichte.

Da hierauf der Nabob von Arcot das Marrawerland einnahm, so flüchtete Arulananden nebst Anderen in die Wälder und verlor seinen Dienst. Ein Einwohner gab ihm, als er wiederkam, etliche Pflugochsen, damit er ein Stück Feld bearbeiten und sich mittelmäßig ernähren könnte. Weil aber in den letzten drei Jahren im Marrawerlande fast gar kein Regen fiel, und dadurch ein großer Mangel entstand, so kam er mit den Seinigen in armselige Umstände. Er entschloß sich also, mit seinen zwei Weibern und zwei Knaben, die ihm die letzte geboren, sich nach Porto Novo oder Pondichery zu begeben und seinen Bruder aufzusuchen.

Seine jüngere Frau aber wollte nicht mitgehen, sondern blieb mit ihrem ältesten Sohne bei ihren heidnischen Anverwandten. Er ging nun mit seiner älteren Frau und dem größten Knaben nach Porto Novo, und da er seinen Bruder daselbst nicht fand, wollte er über Cudalur nach Pondichery gehen. In Cudalur fand er die dasige Missionskirche offen, und weil er glaubte, es sei eine römische, so ging er hinein, seine Andacht zu verrichten. Hier fand ihn der dasige Katechet Manoel, den Gericke nebst dem Katecheten Habakuk zurückgelassen hatte, die dasigen Christen zu besorgen. Manoel spricht mit ihm, stellt ihm den Unterschied zwischen der römischen und unserer Kirche vor, behält ihn etliche Tage bei sich und überzeugt ihn, daß unsere Lehre einen großen Vorzug habe, welches er noch mehr einsehen würde, wenn er sich in Trankebar von den Missionaren wollte unterrichten lassen. Da nun eben einer unserer Christen durch Cudalur nach Trankebar reis'te, so entschloß er sich mitzugehen, und meldete sich mit seiner Frau und seinem Sohne bei uns zum Unterrichte.

Da er uns seine Geschichte erzählte, so fanden wir Bedenken, ihn anzunehmen, da wir sonderlich wegen der Römischen sehr behutsam sind, und außerdem seine zwei Weiber ein Haupthinderniß schienen, die er unmöglich als ein Glied unserer Kirche behalten konnte. Er versicherte zwar, daß er der einen Frau völlig entsagen wolle, nur daß er sie vor der Regenzeit bei seinem Alter und öfteren Krankheitsanfällen unmöglich herbeiholen könnte. Wir wollten uns aber doch mit ihm nicht einlassen, weil wir vermutheten, daß es ihm zunächst um seinen leiblichen Unterhalt zu thun sein möchte.

Weil er nun aber sich fleißig zu unserm Gottesdienst hielt, seiner sehr schwachen Augen ungeachtet dennoch mit Mühe eifrig in den Büchern, die man ihm gab, las, eine

große Begierde nach fernerm Unterrichte zeigte, von den Katecheten und Anderen, die ihn kannten, ein gutes Zeugniß hatte, und von ihnen sehr empfohlen wurde, so wagte ich es, ihn nebst seiner Frau und seinem Sohne, der ein hoffnungsvoller Knabe zu sein schien, in die Präparation aufzunehmen. Er zeigte sich bei derselben sehr begierig nach den Lehren des Heils und unterbrach sogar oft vor Freuden, wenn er etwas besonders Nachdrückliches hörte, meinen Vortrag, und wollte sich weitläufiger darüber ausdrücken, als es eine Katechisation erlaubte. Sein ehrliches Herz wurde immer mehr offenbar, auch durch die Geduld, mit welcher er seine armseligen Umstände ertrug. Bei seiner Aufnahme und der Taufe seiner Frau und seines Sohnes war er ausnehmend vergnügt und versprach mehrmals, daß er sich ganz Gott und seinem Erlöser übergeben und ihm bis an's Ende treulich anhängen wolle. —

Er meldete sich bald darauf mit seiner Frau zur Präparation zum heiligen Abendmahl, besuchte sie auch mit ihr etliche Tage, wurde aber durch Krankheit unterbrochen. Da er eines Tages wieder nach seinem Hause in Poreiar, wo er jetzt wohnte, kommt, so bekommt er heftige Schmerzen und sagt zu seiner Frau, er werde die andere Nacht bei Christo sein, redet von seinem Vertrauen zu Christo und bringt die Nacht mit herzlichem Gebet und Seufzen zu.

Da er am folgenden Tage das heilige Abendmahl verlangte, auch bitten ließ, seinen Sohn zu ihm zu schicken, so sendete ich den Landprediger mit dem Sohne zu ihm und gab Ersterem die nöthige Instruction. Er fand ihn schwach, aber sehr gelassen. Auf Befragen, wie es mit ihm stehe, antwortete er: Ich gehe zu Christo und befehle meine Seele in die Hände meines himmlischen Vaters. Der Landprediger freute sich sehr über seine Andacht und seine Bekenntnisse, die er vor dem Genuß des heiligen Abendmahls

ablegte, so wie über die Freude, die er nach dem Genuß desselben empfand.

Des Nachmittags besuchte ich ihn selbst und fand ihn zwar sprachlos, aber noch bei dem Gebrauch seines Verstandes. Sein Gemüth schien ganz ruhig, und sein Verlangen ganz auf Jesum gerichtet zu sein. Einige Stunden nachher entschlief er sanft und selig.

7. *Rahel* war die Gattin des eingebornen Katecheten *Ignasi* in *Kawastalam*. Sie war in der Missionschule in *Trankebar* erzogen worden und hatte da einen guten Grund der heilsamen Erkenntniß und Gottseligkeit gelegt. Ihre Ehe mit *Ignasi* war eine überaus glückliche, weil sie auf dem Grunde gemeinsamen Glaubens an Jesum Christum ruheten. Die beiden Gatten halfen einander nach ihrem Vermögen auf dem Wege des Lebens. — *Rahel* war eine fähige und fleißige Schülerin gewesen; sie hatte sich treffliche Kenntnisse erworben; darum konnte sie auch jetzt ohne große Mühe ihrem Gatten im Unterrichte der Jugend helfen. Sie zeichnete sich durch eine große Gewandtheit, mit Christen und Heiden über die Angelegenheiten ihrer Seele zu reden, aus, wobei ihr eine ungewöhnliche Kenntniß der heiligen Schrift sowohl, als auch der heidnischen Schriftsteller treffliche Dienste leistete. „Sie erwarb sich,“ schreiben die Missionare zu *Trankebar*, „auf diese Art viele Liebe und Achtung, um so mehr, da sie einen frommen Wandel unter Christen und Heiden führte, und dabei so schöne Naturgaben hatte, daß sie das, was sie wußte, auch auf eine fließende, angenehme und freundliche Art vortragen konnte, womit zugleich ein großer Eifer und Ernst verbunden war, der ihr sehr wohl anstand. Man konnte es ihr recht wohl ansehen, daß sie nicht mit ihrem Wissen und Gaben prahlen wollte, sondern daß sie aus der Fülle ihres Herzens, aus voller Ueberzeugung und aus eigener Erfah-

nung von der Vortrefflichkeit und Kraft des seligen Evangelii von Christo redete."

Nach dem Tode ihres Mannes wurde sie als Lehrerin an der Schule in Karasalam angestellt. Sie kam hier in ihr eigentliches Element. Durch eine mütterliche Behandlung der Kinder wußte sie sich Liebe und Vertrauen zu gewinnen. Sie berücksichtigte die verschiedenen Fähigkeiten, ließ sich in Liebe und Geduld zu den Schwächern herab, ermunterte die Trägen und die, welche oft die Schule verläßten, durch kleine Geldgeschenke. Bald zeigten sich die gesegneten Früchte ihrer treuen Arbeit. Die Kinder machten unter ihrer Leitung größere Fortschritte, denn je vorher. An den Festtagen kamen sie gern und mit Freuden mit ihrer mütterlichen Freundin zur Prüfung durch die Missionare nach Trankebar.

Die Heidenboten hatten ihre Lust an den Schülern Rahel's. Schon durch ihre äußere Haltung zeichneten sie sich vor Andern vortheilhaft aus. „Zimmer brachte Rahel,“ berichten sie, „die meisten Kinder zum Fest, um in ihren Kenntnissen geprüft zu werden, wenn Andere unter manchen Entschuldigungen zurückblieben. Ihr aber folgten sie gern, da sie vor dem Examen sich zu scheuen keine Ursache hatten. In der Kirche konnte man während des Gottesdienstes Rahel's Kinder gleich am Gesichte und äußeren Anstande vor allen Andern unterscheiden. Gerades Sitzen, offene, auf den Lehrer gerichtete Augen und fertige Antworten bei den katechetischen Fragen zeichneten sie vor den Uebrigen aus. Ebenso war es bei dem Examen. Das rohe, schlaue, unhöfliche Wesen und die unanständigen Gebährden, die bei Kindern aus dem Lande, die gemeiniglich das Vieh hüten, nicht selten sind, fand man an den übrigen gar nicht. Sie hatte sie zum äußeren Wohlstand und zur Bescheidenheit, dabei aber auch zu einer anständigen Freimüthigkeit und

Heiterkeit gewöhnt, die bei ihrer Prüfung besonders angenehm war und die Arbeit erleichterte. Verdrehung der Augen und andere Mienen, die bei Manchen entweder eine falsche oder übel verstandene Andacht anzeigen, hatte sie weder selbst an sich, noch litt sie dergleichen an ihren Kindern, da sie von ihren Lehrern unterrichtet war, daß ein redlicher Christ nicht nur das Herz, sondern auch Kopf und Auge froh emporheben und heiter umerschauen kann, wie Alles voll der Güte des Herrn ist. Wie sehr also die Kinder unter einer so gottseligen und begabten Lehrerin in der Erkenntniß zunahmen, und wie weit sie Andere übertrafen, ist leicht begreiflich. Oft haben wir uns über die Antworten verwundert, die sie auf die vorgelegten Fragen gaben, und über den Schatz von Stellen aus der heiligen Schrift und aus dem Gesangbuche, so wie über die Sittensprüche und Gebete erfreut, die sie auf keine erzwungene, sondern leichte Art ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatten.“

Wie *Rahel* unter den Kindern *Narasalams* ein Segen war, so war sie auch unter den übrigen Lehrern und Lehrerinnen und Katecheten ein brennendes und scheinendes Licht. Wegen ihrer Gaben und christlichen Frömmigkeit stand sie bei ihren Mitarbeitern in großem Ansehen. Wenn sie mit ihr zum Feste nach *Trankebar* reisten, so pflegte *Rahel* in den Ruhehäusern die Morgen- und Abendandachten zu leiten. Ihrem Gedächtnisse hatte sie einen Schatz christlicher Kernlieder eingeprägt, die auf den Wanderungen gesungen wurden. Gern wählte sie ihre Lieblingslieder: *Jesu, meine Freude*; — *Mein Gott, das Herz ich bringe dir*; — *Meine Seel', ermuntre dich*; — *Jesus, meine Zuversicht*; — Nach einer Prüfung kurzer Tage. Ihre Reisegefährten übertrugen ihr gern das Gebet, „da sie nicht nur mit der meisten Beredsamkeit, sondern auch mit der größten Inbrunst und auf eine für Andere sehr erbauliche und rührende Art das-

selbe verrichtete.“ Das Alles that sie in Demuth und Bescheidenheit, ohne irgend einen Schein der Annahmung und Selbstgefälligkeit.

Vor den Heiden bekannte sie mit großer Freudigkeit ihren christlichen Glauben. Sie redete zu ihnen von dem Heilande oft so warm, so eindringlich, daß sich die Zuhörer staunend fragten, woher der Frau doch solche Weisheit komme. Mehrere Heiden wurden durch ihr Zeugniß veranlaßt, sich zum Christenthum zu bekennen und die Aufnahme in die Gemeinde zu Trankebar zu begehren.

Bis in ihr hohes Alter versah Rahel ihr Amt eifrig und treu. Sie war über siebenzig Jahre alt, aber nie fehlte sie mit ihren Kindern bei den Festgottesdiensten in Trankebar. Selbst in den letzten Wochen vor ihrem Tode versäumte sie selten eine christliche Versammlung, obgleich ihre Kräfte sehr abnahmen. Auf einer Reise nach Tanjour war einer der trankebarschen Missionare genöthigt worden, in einem Ruhehause nicht weit von Tirupalaturei zu übernachten. Viele Christen aus der Nähe hatten sich bei ihm eingefunden, um von ihm das Evangelium verkündigen zu hören. Aber er fühlte sich so angegriffen und schwach, daß er meinte, es sei ihm unmöglich, ein Wort zu reden. „Wie erstaunte er, daß er auch die gute, fromme, aber todtkranke Rahel, von etlichen Christen getragen, ankommen sah, die durchaus nicht zurückbleiben wollte, sondern so lange bat und flehte, bis man sie mitnahm, um noch ihren Lehrer zu sehen und noch eine Ermahnung von ihm zu hören. Dieser rührende Anblick ermunterte und stärkte den Missionar so sehr, daß er sich fast selbst vergaß und über die Frage Jesu: Wollt ihr auch weggehen? und Petrus Antwort: Herr, wohin sollen wir gehen; du hast Worte des ewigen Lebens, bis ziemlich tief in die Nacht eine Rede hielt und die Christen sonderlich ermahnte, nicht

wie jene Wankelmüthigen zu handeln, die zurückgingen, als sie sich in ihren Erwartungen, von Jesu mit Brod reichlich versorgt zu werden, getäuscht fanden, sondern den Jüngern zu folgen, die mit seiner bisherigen Fürsorge und treuen Berathung zufrieden waren, und seine Lehre wirksam an sich erfuhren, als Worte des ewigen Lebens, daß sie es nirgends besser, als bei ihm zu finden hofften, und deswegen treu und standhaft bei ihm ausharrten.“ Ja, Rachel ließ sich durch ihre Schwäche nicht abhalten, dem Missionar nach Tanjour zu folgen. In dem Hause dortiger Verwandten hatte sie eine liebevolle Pflege. Als der Missionar von ihrer Ankunft hörte, eilte er zu ihr. Sie sprach ihm ihre innige Freude über den Besuch aus und ihr Verlangen, aufgelöst und bei Christo zu sein. In ihren letzten Tagen wurde sie häufig von Kuhlhoff besucht, aus dessen Händen sie auch an ihrem Todestage das heilige Abendmahl empfing.

Während der letzten Stunden ihres Lebens hatten sich die Katecheten und etliche Christen um ihr Bett versammelt. Das Angesicht der Sterbenden strahlte vor Freude; sie wußte gewiß, daß der Tod ihr Gewinn sei, daß sie diese Erde verlasse, um den Himmel zu gewinnen. Die Anwesenden ermahnte sie zu wahrer Treue gegen den Heiland, bei dem man es so gut habe. Dann betete sie; und als ihre Freunde das Lied: Jesus, meine Zuversicht, sangen, stimmte sie fröhlich mit ein. Sanft und selig schlummerte sie in die ewigen Wohnungen des Friedens hinüber und „hinterließ einen neuen, angenehmen Beweis der Wahrheit: Selig sind, die geistlich arm sind; selig, auch selbst noch im Tode, denn das Himmelreich ist ihr.“

8. Daniel Pullei wurde im Jahre 1740 als der Sohn armer, aber christlicher Hindueltern in Trankebar geboren. Er war kaum sechs Monate alt, als er seinen Vater durch den Tod verlor. Der Hindu konnte der Gattin

und dem Sohne Nichts hinterlassen; die Wittve fand jedoch bei ihrem noch lebenden Vater, dem Katecheten Johann, Aufnahme. Es war ein großer Segen für den jungen Daniel, daß seine Erziehung von dem Großvater geleitet wurde; denn die Mutter war nicht im Stande, ihr Kind dem Heilande zuzuführen, den sie selbst nicht recht kannte. Daniel besuchte von früher Jugend an die Missionschule zu Frankebar. Mit Lob und Dank gegen Gott hat er später oft bekant, daß er dieser Schule sein Glück zu danken habe. Johann Balthasar Kohlhoff war sein Lehrer, der es besonders verstand, in die jugendlichen Herzen die Liebe zum Worte Gottes und zum Gebet zu pflanzen. Daniel empfing heilsame Eindrücke. Er verband sich mit einigen Kindern zu einem Vereine, „um sich theils allein, theils in Verbindung mit Mehreren an einem einsamen Orte im Gebet zu üben und sich und Andere zu erbauen.“ Der Segen dieses Gebetslebens zeigte sich gar bald auch in der Schule. Daniel erfuhr, daß die Gottseligkeit auch zum Zunehmen in der Erkenntniß solcher Wissenschaften nützlich sei, die nicht nur weise zur Seligkeit, sondern auch brauchbar in der Welt machen.

Daniel Pullei machte in seinem Leben die selige Erfahrung: Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt sich meiner an. Seine Mutter bekümmerte sich wenig um den Sohn. Sie war arm und konnte ihm Nichts geben. Darum blieb Daniel fortwährend in der Schule und „wurde so vor den Gelegenheiten verwahrt, die schon so Vielen zum Verderben gereichten, wenn sie von ihren Verwandten unter allerlei Vorwand eine Zeitlang aus der Schule genommen werden: da denn durch Verführung und Umgang mit ungerathenen Kindern das bald wieder niedergerissen wird, was redliche Lehrer mit vieler Mühe gebaut haben.“

Vor den übrigen Schülern zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß aus. Mit besonderer Liebe lernte er die deutsche Sprache, deren Anfangsgründe in der Schule gelehrt wurden. John schreibt darüber: „Er lernte mit großer Begierde und las alle Stückchen weißes Schreibpapier auf, die er vor der Buchbinderei fand, schrieb deutsche Wörter darauf und lernte sie für sich in der Stille auswendig. Man hatte damals noch keinen ordentlichen Unterricht in der deutschen Sprache; man sah es auch nicht gern, daß er sich so eifrig auf dieselbe legte, weil man ihn gern zu einem Missionsdienste erziehen wollte, da er so viel Kenntniß und Geschicklichkeit in seinen Aufsätzen zeigte, die die Selectaner über einen biblischen Spruch vorlesen mußten. Da er der Geschickteste war, so besorgte man, daß er wegen der Kenntniß der deutschen Sprache zeitig in einen weltlichen Dienst gezogen werden möchte. Allein er beharrte dabei, alle Gelegenheit, in dieser Sprache weiterzukommen, sorgfältig zu benutzen. Er suchte alle weggeworfenen Federn auf oder schnitt sich selbst Krähenfedern, machte sich Dintenfässer von Schneckenhäusern und Muscheln, und wenn bei Spaziergängen die anderen jungen Leute spielten, so saß er still in einem Busch und schrieb sich deutsche Wörter und Redensarten auf.“

Als der Missionar Dame 1755 nach Trankebar kam, trat Daniel Pullei bei ihm in Dienst. Er hoffte, durch den Umgang mit seinem Herrn das Deutsche sprechen zu lernen. Später kam er in das Haus Maderup's, von welchem er auf seinen Wunsch in der dänischen Sprache unterrichtet wurde. Er machte sowohl im Deutschen als auch im Dänischen solche Fortschritte, daß er seine Freistunden zum Unterrichte Anderer benutzen konnte.

Nicht lange nachher erging an Daniel Pullei der Ruf, als Dolmetscher in den Dienst des dänischen Gouver-

nements zu treten. Die Missionare hätten zwar lieber gesehen, daß der hoffnungsvolle Jüngling in ihrer Gemeinschaft geblieben wäre. Sie fürchteten von seinem Amte viel Gefahren für das Heil seiner Seele. Allein sie mochten die Bitten des Gouverneurs nicht abschlagen, und so trat Daniel in den Dienst der dänischen Regierung.

Nur zu bald erfuhren die Heidenboten, daß ihre Besürchtungen nicht ungegründet gewesen waren. Daniel Pulei ließ sich in seinem Amte zu Dingen verleiten, die mit dem Glauben an den Sohn Gottes nicht vereinbar sind. Seine Liebe zu dem Herrn Jesus nahm ab, die Liebe zur Welt wuchs in seinem Herzen. „Was Sirach“, schreibt John, „vom Kaufmann und Krämer sagt, (Kap. 26, 28.) kann man hier noch mehr anwenden. Ein Dolmetscher kann sich schwerlich hüten vor Sünden, und ein Besizer im Schwarzen-Gericht vor Unrecht. Daniel wurde durch die neuen fremden Geschäfte und die bisher ungewohnte Ehre nach und nach zerstreut und vereitelt. Er nahm die gewöhnlichen und mit allerlei Geschenken, so wie mit Musikanten und Tänzerinnen begleiteten Ehrenbezeugungen von vornehmen Tamulen am Neujahr-, Pongöl- und anderen Festen an.“

Das Gewissen widersprach: er hatte aber nicht Kraft genug in sich, dem Worte Jesu: Wer mich bekennet vor den Menschen u. s. w. gemäß zu handeln und dachte, man könne ja die Sitten und einmal eingeführten Gebräuche wohl mitmachen.“ Eine Zeitlang ging Daniel zum großen Schmerze seiner Lehrer auf diesem Wege fort. Da warf ihn der Herr sechs Monate lang auf das Krankenlager. Lieber Leser, in der Trübsal hat mancher schon des Herrn gedenken gelernt, der vorher sein vergessen hatte. Auch Daniel fing in seinen Leiden an, wieder nach dem Herrn zu fragen. Er dachte einmal ernstlich über sein

bissheriges Leben nach. Sein Gewissen machte ihm bittere Vorwürfe. Wie, hieß es in seinem Innern, wenn du nun plötzlich aus dem Lande der Lebendigen weggerissen und als Einer, der bei seiner guten Erkenntniß gegen besseres Wissen und Gewissen gehandelt, verdammt worden wärest? Zittern und Zagen ergriff den Kranken bei dem Gedanken an das Gericht Gottes. — Nach seiner Genesung sagte er sich gänzlich von den heidnischen Sitten los. Er betete fleißiger als sonst. Nie fehlte er bei den christlichen Gottesdiensten. Doch kam es mit ihm trotzdem nicht zu einem rechtschaffenen Christenthume. Die vielen Zerstreungen und Versuchungen, in welche ihn sein Amt brachte, erschwerten seine Umkehr. Er hatte den Namen, daß er lebte, aber er war todt. Daniel fühlte das selbst am meisten. War er auch von Anderen geehrt und glücklich gepriesen, das rechte Glück, der Friede der Seele, der aus der innigsten Lebensgemeinschaft mit dem Heilande quillt, fehlte ihm.

Auf verschiedenen Gesandtschaftsreisen, die er im Auftrage der dänischen Regierung zu den Fürsten des Landes zu machen hatte, ließ ihn der Herr sichtbare Zeichen seiner Gnade und Treue erfahren. Sie waren ihm eindringende Mahnung, sein Herz ganz dem Herrn zu übergeben. Daniel ließ diese Stimme nicht unbeachtet. Vor den Heiden bekannte er offen, daß er ein Christ sei. Die Ehrenbezeugungen der Welt, die ihm einst so lieb waren, verachtete er. Mit den Christen pflegte er sich Abends durch Gebet und christliche Gespräche zu erbauen.

Von seiner Wirksamkeit als Gesandter und Dolmetscher mag uns John Einiges mittheilen.

„Als im Jahre 1780 der schreckliche, das Land durch Feuer, Schwert und Hungersnoth verwüsthende Krieg ausbrach, wurde Daniel Pulleti zu den schwersten Geschäften gebraucht, die er oft mit Lebensgefahr, aber immer mit

gutem Erfolg ausrichtete. Da etliche englische Detachements vom Feinde aufgehoben, und die Armee dadurch so geschwächt wurde, daß das Land nicht geschützt werden konnte, und da Portonovo geplündert war, und die Hyder'schen Truppen, ehe der General Coote aus Bengalen kam und sie bei Portonovo schlug, Tod und Verderben verbreiteten, verlangte Hyder, daß die Dänen und Holländer ihm große Summen und Gesandtschaften schicken sollten, und wurde zornig, daß damit so lange geögert wurde.

Der feindliche General, La La Sah eb, kam mit vielen Truppen auch auf den trankebarschen Grund, nachdem er Portonovo, Sidambaram, Siali und alle umliegenden Dörfer geplündert, die Ernte verwüstet und viel Blut vergossen hatte. Schon brannten auch verschiedene Häuser in Wölpaleiam, dicht vor Trankebar, als Daniel sich zu dem General begeben mußte, da der Provediteur dies nicht wagen wollte und vor Schrecken fast des Todes war. Das Gouvernement gab ihm 500 Pagoden für den General zum Geschenk mit, ihn dahin zu vermögen, das Sengen, Plündern und Verwüsten verbieten zu lassen. Das war ein schwerer und unter so wilhem und räuberischem Gesindel mit großer Lebensgefahr verbundener Gang. Er faste aber Muth, ging unter stillem Seufzen und Flehen durch allen Lärm, kam glücklich bei dem General an und redete zu ihm mit so bescheidener Herzhaftigkeit und mit so vieler Annehmlichkeit, die mit einem guten Anstand und persönlichem Ansehen verbunden war, daß der General bald gewonnen wurde und schleunig Befehl gab, das Brennen und Plündern einzustellen. Ja, er wußte den General so einzunehmen und zu unterhalten, daß er nicht einmal nöthig fand, ihm die 500 Pagoden zu übergeben, die er ehrlich an's Gouvernement wieder zurückbrachte. Groß war die Freude der Einwohner, die den Daniel als ein Werkzeug der göttlichen

Vorsehung betrachteten, zu verhindern, daß die räuberischen Truppen nicht weiter brennen, plündern und morden durften, und es dahin zu bringen, daß die Ernte für dies Jahr erhalten wurde; sonderlich da im folgenden Jahre die große Hungersnoth erfolgte, als Hyder die Schleuse bei Tirutschinapalli, die das Wasser in's tanjour'sche Land leitet, zerstörte.

Nun mußte aber Daniel eine sehr wichtige und äußerst gefährliche Reise zu dem tyrannischen Hyder selbst mit einigen dänischen Herren antreten. Denn Hyder hoffte, von Trankebar etwas Bedeutendes zu erhalten und auf alle Fälle zu erpressen, da er wußte, daß so viele Schätze von Nagapatnam und von den Götzentempeln und Einwohnern vom Lande dort zusammengebracht waren. Auf der Reise wurden sie schon erschreckt, da sie bei einer Pagode zwei todte Brahminen in einem angezündeten Strohhaufen sahen, welche, um die in der Pagode verborgenen Schätze zu entdecken, zu Tode gemartert worden waren. Diese Grausamkeit machte sie für ihr eigenes Geschick sehr bange; Daniel aber fastete sich durch stilles Gebet und munterte sonderlich den ersten Abgeordneten auf, der die meiste Aengstlichkeit zeigte. Als sie bei dem Hyder ankamen, wurden sie 14 Tage lang aufgehalten, ehe sie Audienz erhalten konnten, die denn noch dazu sehr kurz und trocken war. Indessen ließ der Minister Kitcha Nayer sie öfters rufen und setzte sie in beständige Angst durch unmäßige Geldforderungen, Drohungen und Vorwürfe, daß die Dänen englische Agenten in Trankebar hätten, den Engländern Provision zuführten und allerlei Vorschub leisteten. Er drohte, Trankebar von Grund aus zu zerstören, wenn die Agenten nicht ausgeliefert würden. Um ihnen noch mehr Schrecken zu verursachen, ließen sie den armen Harrup, dänischen Faktor in Portonovo, der daselbst gefangen und ausgeplündert war, vor ihren

Augen mit Daumschrauben martern und peitschen, bis er ohnmächtig nieder sank, in der Hoffnung, daß sie zu seiner Loskaufung eine große Summe bezahlen würden; wozu sie sich aber nicht verstehen durften. Ja, sie mußten sich ganz fremd gegen diesen guten Freund stellen. In dieser Angst wendete sich Daniel zu dem, von welchem allein Hilfe kommt; und er bekannte öfters, daß er durch diese Lage der Angst zu einem größeren Ernst im Christenthum erweckt worden sei, daß er aber auch viel Trost genossen und Gott ihn kräftig unterstützt habe, nicht nur den Schlingen des Ministers zu entgehen, sondern ihn auch gegen sich ziemlich geneigt zu machen. Denn dieser brachte es endlich selbst bei dem Hyder dahin, daß sie, nachdem ihm eine geringere Summe vom Gouvernement zugestanden worden war, gelinder behandelt und freundlicher entlassen wurden, als es anfänglich das Ansehen hatte. Hier empfing Daniel, als die europäischen Herren Geschenke erhielten, die Ehrenzeichen eines Brustbildes mit goldener Kette und goldene Armbänder von freien Stücken aus den Händen Hyder's selbst.

Einige Zeit nachher begegnete ihm wieder ein sonderlich im Anfange sehr hartes Geschick, welches sich aber zu seiner Ehre endigte. Ein Hyder'scher Offizier, Salingra, war vorher, als er noch wenig galt, in einem Geschäfte nach Trankebar gesandt worden, und erhielt vom Gouverneur Abbestei ein Geschenk. Er besuchte auch den Daniel Pulleti und glaubte, ein Gleiches auch von diesem zu erhalten, empfing aber bloß den gewöhnlichen Betel Areak. Dieses nahm er sehr übel, ging mit heimlichem Groll weg, und als er avancirte und ein Hyder'sches Detachement commandirte, und mit demselben bei Trankebar vorbei marschiren mußte, hielt er dieses für eine gute Gelegenheit, sich an Daniel zu rächen. Eben wurde wieder eine Gesandtschaft auf Verlangen des Hyder abgeschickt, die

in einem nahen Garten des Mittags noch speisen und von einigen Freunden, die sie begleitet hatten, Abschied nehmen wollte. Plötzlich kam Nachricht, daß Hyder'sche Truppen vom Süden in Anmarsch wären; die auch bald ankamen und sich unweit des Gartens lagerten. Der Abgeordnete war eben noch einmal in die Stadt zum Conseil gerufen worden, und unser Katechet Schawrirajen, der statt des Daniel Pullei als Dolmetscher mitgehen sollte, ging zu diesem Chef Salingra, befragte ihn, in welcher Absicht er hieher mit seinen Truppen gekommen sei, und meldete ihm, daß eben eine Gesandtschaft an Hyder abgehen sollte. Dieser antwortete, er wolle hier nur etwas einkaufen, und schickte in die Stadt und ließ den Daniel rufen, mit dem Vorgeben, daß der General Bäcksch, den er kennen gelernt hatte, ihn sprechen wolle. Das Conseil, in welchem Daniel war, ließ ihn gleich gehen; und da er weder einen Palankin bei sich hatte, noch auch etwas gegessen oder getrunken hatte, so sandte ihm Schawrirajen seinen Palankin. Kurz darauf umringten ihn auf Befehl des Salingra einige Reuter und zwangen die Palankinträger, mit ihnen weiter zu gehen mit dem falschen Vorgeben, ihn zum Bäcksch zu bringen. Dem Abgeordneten, der gleich darauf aus der Stadt kam, wurde befohlen, in den Palankin zu steigen, und ohne zu essen mitzugehen. Seine zwei Freunde wollten entspringen, wurden aber eingeholt und mit fortgeschleppt. Auch mußten der zweite Volk, mehrere Dubasche, Soldaten und etliche andere Christen und Heiden mit fort. Daniel Pullei glaubte, der Bäcksch sei in der Nähe, und fragte immer nach ihm; er wurde aber, so wie die Andern, den ganzen Tag herumgeführt, ohne etwas genießen zu dürfen. Selbst die Reisebagage blieb zurück, ohne daß man erfuhr, wo und in welchen Händen sie sei. Des Abends kamen sie ganz erschöpft in einem Dorfe an, wo Daniel einen be-

kannten freundschaftlichen Brahminen antraf, der ihnen gekochten Reis und Wasser brachte. Schawrirajen hatte ein kleines deutsches Erbauungsbuch bei sich, an dessen Inhalt sie sich erquickten, und mit einander beteten; der Abgeordnete aber konnte vor Furcht Nichts genießen. Daniel ließ von dem Brahminen 10 Goldfano und bestellte für den anderen Morgen ein gutes Frühstück. Da sie eben anfangen wollten, dies zu verzehren, kam der rachsüchtige Salingra, schalt auf den Brahminen, daß er ihnen Beistand leistete, und befahl der Gesellschaft, gleich weiter zu reisen. Er hörte nicht auf die nachdrückliche Vorstellung des Daniel, sondern gab sogar den Befehl, die Gefangenen beim Ausruhen nicht in den Schatten, sondern in den heißen Sonnenschein zu bringen. Die armen Fußgänger litten am meisten, und rissen hie und da die Aehren von kleinen Getreidearten ab, wo sie welche fanden, um ihren Hunger zu stillen. Endlich kamen sie des Abends spät nach Tiruwalur, wo der General Bakschi war, und wo sie Logis fanden, und ihre Noth sich endete. Am andern Morgen machte der Abgeordnete und Daniel seine Aufwartung bei dem General, der sie sehr freundlich empfing, und die Erzählung von den erlittenen Grausamkeiten von dem Salingra mit Erstaunen anhörte und ihn sogleich auspeitschen ließ. Alle nicht zur Gesandtschaft gehörigen Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, und Schawrirajen mit zurückgeschickt, um die Bagage abzuholen, die auch unbeschädigt geblieben war. Die Umstände erforderten es, daß Daniel selbst den Abgeordneten als Dolmetscher folgte, welches er sich auch mußte gefallen lassen. Da er bald darauf in das Lager kam, empfing ihn Hyder sehr freundlich und äußerte sein besonderes Wohlgefallen daran, daß er als ein so braver Mann, der auch zugleich so gut Indostanisch spreche, wieder als Dolmetscher zu ihm komme. Aber er wurde hier

in eine große Verlegenheit versetzt. Hyder hatte nämlich einen vornehmen, vorher reich gewesenen Gefangenen bei sich, der seine Frau mit einigen Gütern nach Trankebar hatte flüchten lassen, und deren Schönheit dem Sultan als ganz außerordentlich gepriesen worden war. Diese sollte Daniel ihm schaffen und in einem Schreiben an das Gouvernement verlangen, daß sie ausgeliefert würde. Jetzt schien es nicht Zeit zu sein, zu widersprechen; er versprach also zu schreiben, sandte aber vorher eine Note ab, in welcher er rieth, diese Frau gleich heimlich aus der Stadt zu schaffen. Dies geschah auch, und da sich hernach die Umstände änderten, und Hyder wichtigere Geschäfte bekam, so wurde nicht weiter daran gedacht. Der dänische Abgesandte wurde inzwischen von den ausgestandenen Mühseligkeiten und von dem Anblick der grausamen Hinrichtungen so vieler Elenden und Gefangenen, die vor den Kanonen zerstückert und unter den Füßen der Elephanten zertreten wurden, krank und starb vor Gram. Daniel tröstete ihn in seiner Krankheit, so gut er konnte, und hoffte nun bald seine Entlassung zu erhalten; es wurde aber noch ein anderer Abgeordneter und auch ein anderer Dolmetscher gefordert, worauf er endlich in Frieden verabschiedet wurde.

Nach dem Tode Hyder's wurde Daniel Pullei an Tippo, seinen Nachfolger, und sonderlich an den tanjour'schen Hof, mehrmals geschickt, da er viele Talente und eine ausgezeichnete Gabe der Beredsamkeit hatte und sich überall wegen seines Charakters viel Zutrauen erwarb. In Tanjour hatte er, während seines Aufenthalts daselbst, mit dem seligen Schwarz viel Umgang, der ihn auch sehr schätzte und liebte."

Die Mußestunden, welche Daniel Pullei auf seinen Gesandtschaftsreisen fand, benutzte er zum Uebersetzen erbaulicher Schriften aus dem Deutschen in das Tamulische. Er

selbst hatte von diesen Arbeiten großen Segen: er fühlte sich dadurch in seinem Glauben gestärkt, in seinen Gefahren und Leiden getröstet. In den Briefen an seine Familie ermahnte er zu fleißigem Gebet und christlichem Wandel vor Gott. — Ueberhaupt stand es auf seinen Reisen mit seinem inneren Leben besser, als während seines Aufenthalts in Trankebar. Er sagte oft, daß er bei seinen auswärtigen Gesandtschaften mehr Muße genossen und mehr Erfahrung und Gründung im Christenthume gehabt habe, als bei seinen vielen zerstreuenden, weltlichen und mit vielen Versuchungen und Verdrießlichkeiten verbundenen Geschäften als Dolmetscher und Beisitzer im Schwarzen-Gericht, wo er die tausendfachen Ausbrüche des Hasses, der Bosheit und die Tücke der Nation beständig zu erfahren habe, und bei den mannigfaltigen Parteien oft nicht wisse, was er anfangen solle, da er sich bald von Europäern, bald und noch mehr von der Nation Verdruß und Verleumdung zuzöge, wenn er nicht nach den eigennütigen Wünschen eines Jeden handeln könne und wolle.“ — Wenn er zu Hause bei den Seinigen war, so hielt er mit ihnen unausgesetzt des Abends eine Erbauungsfunde, an welcher auch Andere Theil nehmen konnten. Nach Gesang und Gebet las Daniel aus den von ihm übersetzten erbaulichen Büchern vor. Die Theilnehmer an diesen Versammlungen setzten nach Daniel's Tode diese Zusammenkünfte fort. — In vielen Stücken leistete Daniel den Missionaren hülfreiche Hand. Sein Einfluß auf die Eingebornen reichte oft weiter, als der der Heidenboten. John hat von ihm Folgendes berichtet. „So häufig, beschwerlich und verdrießlich auch seine meisten Geschäfte waren, so beobachtete er doch den öffentlichen Gottesdienst sehr genau und nahm nicht, wie Viele thun, von seiner Arbeit Vorwand her, um die Versäumnis oder Verachtung desselben zu entschuldigen. Auch kam er des

Nachmittags zur Wiederholung, so oft es thunlich war, und gab hierin nicht nur ein gutes Beispiel, sondern ermahnte und bestrafte auch ernstlich diejenigen, die gegen den Gottesdienst gleichgültig waren. Dabei besuchte er oft die Missionare und war offenherziger in der Entdeckung seines inneren Zustandes, als sonst bei dieser Nation gewöhnlich ist. Er war fern von Stolz und Schmeichelei, und nahm Erinnerungen und guten Rath bescheiden an. In seinem Umgange mit Christen und Heiden war er ihnen mit seinen Gesprächen sehr nützlich, bekannte Jesum als den Grund unseres Heils frei und öffentlich, wobei ihm auch seine Beredsamkeit und Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, mit den evangelischen Lehren und dem practischen Christenthume gute Dienste leistete. Kein Landprediger und Katechet übertraf ihn hierin. Den Missionaren war seine Hülfe bei der äußeren Besorgung der Gemeinde, in Schlichtung der Streitigkeiten und auch selbst in persönlichen und ökonomischen Angelegenheiten sehr werth und schätzbar. Durch ihn wurden Älteste und Schiedsrichter erwählt, die wöchentlich des Mittwochs zusammenkamen; und er machte Gesetze und Einrichtungen für sie, die von den Missionaren genehmigt den Gemeinden vorgelesen und von denselben angenommen wurden.

Bei Sterbefällen, Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten schaffte er viele Vorurtheile und unnütze Gebräuche ab. Er haßte und bedauerte den Unterschied der Geschlechter oder Kasten, ob er ihn gleich so wenig als irgend ein Anderer abschaffen konnte, da die ganze politische Einrichtung und die bürgerlichen Rechte dieses fast unmöglich machen, was nämlich den Unterschied zwischen den Suttiren und Pareiern betrifft. Die Verschiedenheiten zwischen den Suttirergeschlechtern aber achtete er wenig, hatte selbst in ein anderes Suttirergeschlecht geheirathet, und suchte auch mit uns dieselben einander näher zu bringen und durch Verhei-

rathungen von Einem in das Andere nach und nach diesen Unterschied aufzuheben, worin es auch in unserer Gemeinde durch ihn ziemlich weit gebracht ist.

Er war gewiß der Gebildetste unter unseren Christen und unter der ganzen tamulischen Nation. Gegen die Armen war er mildthätig und ließ nicht nur monatlich vier Thaler austheilen, sondern unterhielt auch noch manche andere Arme, sonderlich von seinen zahlreichen Verwandten. Manche pfl egten an ihm bisweilen zu tadeln, daß er sich zu viel mit Handelsgeschäften abgebe, und daß er zu sehr auf den Vortheil seiner Familie bedacht sei. Wenn er dies bemerkte, so war sein Vorsatz gleich: Ich will allen Verdacht und bösen Schein meiden. Er handelte allenthalben nach seiner Ueberzeugung; gab aber gern nach, wenn man ihn eines Besseren belehrte, erkannte seine Fehler demüthig, vergab seinen Beleidigern und betete für sie, war treu und thätig in seinem Amte, dienstoffertig und nützlich für viele Menschen, demüthig, bescheiden und wohlstandig im Umgange, vorsichtig in seinen Reden und ließ sich seine und Anderer Seligkeit ernstlich angelegen sein. Er war ein fleißiger, ernstlicher und demüthiger Väter, erkannte und bekannte, wo er war, Jesum frei und öffentlich und suchte in ihm allein seine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung."

In seinen letzten Lebensjahren äußerte Daniel Pulleti gegen John oft den Wunsch, von seinen Geschäften als Dolmetscher entbunden zu werden. Er sehnte sich darnach, den Rest seiner Tage in Ruhe und ungestörtem Umgange mit seinem Herrn zubringen zu können. Da er aber in seinem Amte der ganzen Colonie nützlich sein konnte, so rieth John, er möge sich seinem Dienste nicht entziehen. Er konnte ja auch in ihm den Herrn preisen. Erst neun Monate vor seinem Tode fand Daniel, was er suchte.

Als die Engländer Trankebar in Besitz nahmen (1801), wurde er seines Dolmetscheramtes entlassen, blieb jedoch im Genusse seines Gehaltes. Daniel Pulleti widmete von nun an seine Zeit und Kräfte der Ausbreitung des Reiches Gottes. Er fing wieder an, erbauliche Schriften in seine Muttersprache zu übersetzen, besuchte und ermahnte Christen wie Heiden, und unterstützte die Missionare in ihrem Werke mit Rath und That. Doch der Herr eilte mit ihm zur Ewigkeit. Im Anfange des Jahres 1802 wurde er schwer krank. Falsche Behandlung durch tamulische Aerzte verschlimmerte seinen Zustand in hohem Grade. Beständige Fieber verzehrten seine letzten Kräfte. Er ward so schwach, daß er sich nicht mehr verständlich machen konnte. Den Missionaren, die täglich zu ihm kamen, drückte er seine Freude über ihren Besuch durch Mienen und Händedruck aus. „Sehr oft,“ sagt John, „konnte man merken, daß sein Sinn und Auge auf das Himmlische gerichtet war, daß er Alles verstand und sich zueignete, was man mit ihm von dem großen Heile in Christo sprach, und was man mit ihm betete. Er gab sich alle Mühe, seine Gedanken und Empfindungen zu erkennen zu geben, konnte aber nur einzelne Worte hervorbringen. Er rief öfters die Seinigen zu sich, sie zu ermahnen, und manche Einrichtungen wegen seiner starken Familie zu machen; aber alle seine Anstrengungen waren vergeblich. Von seinen letzten Stunden kann man also nur anführen, daß sein ganzes Betragen nicht die geringste Aengstlichkeit und Furcht vor dem Tode verrieth, sondern vielmehr ein stetes Aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Bollender unseres Glaubens, zu erkennen gab.“

9. Ananda-Nayer. Der Brahmine Subbarow wurde zu Nosom in der Provinz Cuddapah aus vornehmerm Geschlechte geboren. Sein Vater Rischtnappah, der in dem Dienste des Sultans Tippoo Sahib stand, ließ sei-

nem Sohne frühzeitig eine sorgfältige Erziehung geben. Alle Erziehung des Heidenthums verfolgt ein falsches Ziel. Es erzieht nicht für den Himmel. Es führt nicht zu dem Herrn. Es hat ja keinen Himmel, es hat keinen Herrn; darum ist's ihm im besten Falle genug, seinen Kindern das mitzugeben, was ihnen ihr dereinstiges Auskommen in der Welt sichert. Manche Heiden denken auch nicht einmal daran. Sie lassen die Kinder aufwachsen wie wildes Gewächs. Rischtnappah dachte nun auch an Nichts weiter, als daran, seinem Sohne ein anständiges Unterkommen zu verschaffen. Er ließ ihn in den verschiedenen Dialecten des Landes, im Rechnen, Schreiben und anderen nöthigen und nützlichen Dingen unterrichten, aber um das Heil seiner Seele bekümmerte er sich nicht. Er kannte selbst den Heiland nicht, der über die rechte Erziehung sein Wort geschrieben hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.

Der Vater erreichte bald sein Ziel. Als Subbarow zum Jüngling herangewachsen war, bewarb er sich in Seringapatnam bei Tippos Sahib um eine Anstellung. Er fand sie als Rechnungsführer bei einem Cavallerie-Regiment. Vier Jahre versah er dieses Amt. Nach dem Tode Tippos nahm ihn dessen Schwager in seinen Dienst. Als aber nach Verlauf eines Jahres die Engländer das Land in Besitz genommen hatten, wurde er unter dem Obersten Munroe als Feldmesser beschäftigt.

Sein Amt gab ihm nun wohl das tägliche Brod; aber er aß es nicht in Frieden. Er hatte keinen versöhnten Gott. An seinem Herzen nagte der Unfriede. Nach der Sitte der Heiden wandte er sich an einen alten Brahminen, der bei dem Volke im Rufe großer Heiligkeit stand. Er hoffte, ein so heiliger Mann werde ihm den Weg zur Seligkeit zeigen können. Der Brahmine rieth ihm, ein gewisses

Zaubergetet 400,000 mal herzusagen; dann werde ihm in dieser Welt das Glück, in jener Welt die ewige Seligkeit nicht fehlen. Subbarow folgte dem Rathe des Hindu-priesters. Er wallfahrtete zu einer Pagode und hielt sich in ihr sechs Monate lang auf. In vierzig Tagen hatte er das ihm vorgeschriebene Gebet 400,000 mal wiederholt. Allein der Hindu war mit der dadurch erworbenen Glückseligkeit nicht zufrieden. Er meinte, wenn du dadurch selig wirst, daß du 400,000 mal das Gebet herzusagst, so wirst du noch glücklicher und seliger, wenn du es öfter wiederholst. Er machte sich bald ans Werk und plapperte sein Zaubergetet zu den 400,000 Mal noch tausend mal tausend Male. Dabei führte er nach der Vorschrift des Brahminen eine sehr eingeschränkte Lebensweise. Er aß nichts als Milch und Reis; er reinigte sich nicht, ließ Haare und Nägel wachsen u. dgl., und das Ende von allen diesen Anstrengungen war, daß er sich nicht selig und glücklich, sondern krank und schwach fühlte. Jetzt gingen ihm die Augen auf. Er fing an, die Kraft seiner Zauberformel zu bezweifeln, verließ die Pagode mit getäuschten Hoffnungen und kehrte zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück. In dem Dorfe Polthutoor führte ihn sein Weg an einer katholischen Kirche vorbei. Ein Römischer, der ihn an seiner Kleidung als Pilgrim erkannte, beginnt mit ihm ein Gespräch und schenkt dem Fremden zwei römische Gebetbücher. Subbarow liest sie in wenigen Tagen durch. Sie machen auf ihn einen wunderbaren Eindruck. Dies ist die Wahrheit, denkt er, und der Weg, den ich zur wahren Seligkeit und zur Beruhigung meiner armen Seele suche. Seine heidnischen Andachtsübungen schienen ihm nun thöricht und nutzlos.

Mehrere Monate verbrachte der Heide im Umgange mit den römischen Christen. Er las mit ihnen ihre Bücher,

schrieb ihre Gebete ab, lernte sie auswendig und wiederholte sie täglich. Da aber der römische Priester zu Polthutoor abwesend war, so ging Subbarow nach Hyderabad, um dort die Taufe zu empfangen. Er wurde eine kurze Zeit unterrichtet, kehrte aber bald nach Polthutoor zurück, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Vor seiner Abreise theilte der Hindu dem Priester einige Bedenken gegen die römische Lehre mit. Namentlich war es die Anbetung der Bilder und der Heiligen, die ihm wider das Gesetz Gottes zu streiten schienen. Der Priester aber wußte ihn zu beruhigen, indem er sagte: „Wir halten sie nicht für Götter, sondern haben sie nur um des gemeinen Volks willen, um diesem Etwas zu sehen und zu berühren zu geben, wodurch es erbaut und zur Andacht erweckt werde. Dies ist auch der Gebrauch in ganz Europa und in ganz Indien. Alle Christen zusammengenommen machen die christliche Kirche aus, und was diese Kirche glaubt, setzt und vorschreibt, müssen wir zur Aufrechthaltung der Kirche glauben und uns darnach richten.“ —

Subbarow zog also nach Polthutoor zurück. Kaum war er dort angelangt, als er von einem älteren Bruder, der von seinem Entschlusse, sich taufen zu lassen, gehört hatte, aufgefordert wurde, zu ihm zu kommen. Nach einigem Zögern folgte Subbarow. Sein Bruder nahm ihn mit großer Freundlichkeit auf. Er suchte ihn auf dem Wege der Milde von seinem Vorhaben abzubringen. Er stellte ihm die Schande vor, die er durch seinen Uebertritt auf die Familie und die ganze Brahminenkaste bringen würde. „Auch er selbst, setzte er hinzu, werde dieses nicht ertragen können, und durch seinen Abfall genöthigt werden, selbst Alles zu verlassen und als Pilgrim umherzuziehen. Ja er erklärte, daß er das ganze väterliche Gut ihm allein überlassen, unter ihm leben und bloß von seinem Edelmuth und seiner

Unterstützung abhängen wolle. Hierauf äußerte Subbarow, daß seine Beweggründe, ein Christ zu werden, keineswegs von einer Unzufriedenheit mit ihm oder mit seiner Familie herrührten, sondern bloß von seiner Sorge für seine Seelenwohlfahrt. Denn er wisse wohl, daß die Unehre seiner Familie und seines Geschlechtes Folge seines Entschlusses sein werde. Er werde ausgestoßen werden und seinen Antheil an dem Familiengute verlieren, aber dies achte er nicht; er wolle lieber jene vergänglichen Dinge, als die Wahrheit, die Seligkeit und die Ruhe seiner Seele verlieren, um darentwillen er alle Schätze der Erde aufzugeben bereit sei.“ Als Subbarow sah, daß er bei den Seinigen Nichts ausrichten, auch seine Frau nicht bewegen konnte, mit ihm zu gehen, so verabschiedete er sich und reis'te nach Polthutoor. Der römische Priester aber verschob seine Taufe von einem Tag auf den andern. Der Hindu stellte ihn einmal darüber zur Rede. „Warum“, sagte er, „willigen Sie nicht in mein ernstliches Verlangen, und was für einen Argwohn haben Sie gegen mich? Ich gab Ihnen dadurch, daß ich meine Frau, meine Anverwandten und Alle, die mir theuer sind, verlassen habe, hinlängliche Beweise der Redlichkeit. Denken Sie noch, ich möchte wieder zum Heidenthum zurücktreten und das Christenthum verrathen, so lassen Sie mein Haar abschneiden, nehmen Sie hier mein Brahminenband. Sie wissen es recht wohl, welche Aufopferung dies ist, daß ich mich dadurch in den Augen der heidnischen Welt zum Abscheu mache.“ Nach diesem Bekenntnisse verweigerte ihm der römische Priester die Taufe nicht länger. Der Täufling legte in derselben seinen heidnischen Namen ab und nahm den Namen Ananda Kayer an. Da er ein ansehnlicher Mensch war, so wurde ihm kurz nachher das Amt eines Katecheten in Polthutoor übertragen.

Je mehr Ananda Kayer in der Erkenntniß der

römischen Lehre wuchs, desto unruhiger fühlte er sich in seinem Gemüthe. Er fühlte, daß ihm doch noch etwas fehle, um fertig zu sein. In seiner Bekümmerniß hörte er von den Missionaren in Trankebar und ihrer Arbeit. Sogleich faßte er den Entschluß, sich an Ort und Stelle selbst nach der von ihnen verkündigten Lehre zu erkundigen. Wie diese Reise das Mittel wurde, den Hindu aus den Irrthümern der römischen Lehre zu führen, hat John selbst näher erzählt. „Er fand mich“, berichtet der Missionar, „in dem Missionsgarten und ließ mir durch andere Personen sagen, er verlange mit mir zu reden. Damals hatte ich eben mit K o h l h o f f Geschäfte zu besorgen; und da ich hörte, er wäre ein getaufter Brahmine der römischen Kirche, (wobei mir einige wenig aufmunternde Beispiele von ähnlichen Fällen ins Gemüth kamen,) so fühlte ich mich nicht geneigt, meine Unterredung mit einem theuren Bruder zu unterbrechen, deren Gegenstände ich für wichtiger hielt, besonders da mir dabei gesagt wurde, er könne sich nicht wohl im Tamulischen, sondern nur im Telungischen ausdrücken. Doch hatte K o h l h o f f hierauf eine Unterredung mit ihm, wodurch er veranlaßt wurde, darauf anzutragen, auch ich möchte mit ihm reden und ihn nicht ungehört gehen lassen, sondern seine Beweggründe näher prüfen. Dieses geschah denn auch in Gegenwart eines gelehrten und ehrlichen heidnischen Brahminen, welcher das Telungische und Tamulische vollkommen gut spricht und mir das erklären konnte, was jener im Tamulischen nicht deutlich genug auszudrücken vermochte. Ich verlangte von ihm einen kurzen Abriss seines Lebens und eine Anzeige der Ursachen, die ihn vermocht hätten, das Christenthum anzunehmen und sich taufen zu lassen, worauf er mir denn das Obengemeldete erzählte. Dieses bewog mich, mit ihm täglich eine Unterredung über die Lehrsätze und Ausübung des christlichen Glaubens zu halten. Er

nahm meinen Unterricht mit großer Bereitwilligkeit und Aufmerksamkeit an und sprach von dem Allen zu Brahminen und zu anderen Heiden, so oft er mit ihnen zusammentraf. Viele verwunderten sich darüber, und Andere schienen mit der Umänderung seines Glaubens unzufrieden zu sein. Fünf von der letzteren Gattung, die er einst anredete, fragten ihn: Sind Sie der Brahmine, der sein Geschlecht aufgegeben hat und ein Christ geworden ist? Er antwortete: Ja, und ich schäme mich deshalb nicht, sondern fühle mich sehr glücklich. Die Gegenrede wurde mit Hitze geführt und alle fünf fielen auf ihn zu, schmäheten und schlugen ihn auf eine grausame Weise, daß er davon auf seinem Kopf schmerzliche Wunden bekam, woran er viele Tage litt. Ich sagte ihm, daß er deshalb Klage vor einem Gerichtshofe führen und Genugthuung suchen könne. Allein dies war seiner Absicht gar nicht gemäß, besonders da ich ihm auch von aller Selbststrache abrieth und ermahnte, Christo auch in dieser Vorkommenheit mit Demuth, Sanftmuth und Geduld zu folgen. Zugleich rieth ich ihm, in's Künftige vorsichtiger zu sein und sich nicht solchen Leuten aufzudringen, bei denen er wahrnähme, daß sie abgeneigt seien zu hören, und noch weniger solle er sich mit ihnen in einen hitzigen Streit einlassen, indem er sich dadurch ohne Noth übeln Folgen aussetzen werde. Diesen Rath nahm er auch willig an und versprach, sich darnach künftig zu richten. Er wandte übrigens alle seine Zeit dazu an, die tamulische Sprache zu lernen, das neue Testament und andere christliche Lehrschriften bei dem Unterrichte, den ich und andere Katecheten ihm mündlich gaben, zu lesen. Auch fand er sich immer zu dem Abendgebete mit einigen Malabaren in meinem Hause ein. Er bezeigte ein sehuliches Verlangen, das heilige Abendmahl zu empfangen, und wurde von Cämmerer unter die Präparanden aufgenommen: worauf er feierlich geprüft und als ein Mitglied

der Kirche vor der Gemeinde aufgenommen wurde. Er gab seine Antworten und Versprechungen mit großer Andacht und Freimüthigkeit, worauf er denn nach einigen Tagen zu dem Abendmahl des Herrn gelassen wurde, welches ihm zum großen Trost und Segen gereichte."

Es war Ananda Nayer's Wunsch, für die Verbreitung des Evangeliums unter seinen Landsleuten thätig sein zu können. Da die Missionarien in Vizigapatnam gerade damals einen gelehrten Eingeborenen suchten, um ihnen bei der Bibelübersetzung in die Telingasprache behülflich zu sein; so trat Ananda Nayer auf John's Empfehlung in ihren Dienst; unter der Aufsicht des Missionars Desgranges übersetzte er die heilige Schrift, von der in kurzer Zeit die vier Evangelien und die Apostelgeschichte fertig wurden.\*)

\*) Cl. Buchanan Neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Literatur in Asien. S. 77. Ueber die Sprachverhältnisse Ostindiens und die Bibelübersetzungen für die Hindu giebt Buchanan im J. 1811 folgende Nachrichten. „In den der brittischen Regierung unterworfenen Ländern werden unter den Hindu fünf Hauptsprachen gesprochen, nämlich die Hindustanische, die durch ganz Hindostan gebräuchlich ist, und die vier Sprachen der vier großen Provinzen, nämlich die Bengalische in der Provinz Bengalen, die Telingasprache in den nördlichen Circars, die Tamulische auf Coromandel und in Carnatic und die Malayalim- oder malabarische Sprache auf der Küste Malabar und Travancore.

Unter diesen fünf Sprachen ist die heilige Schrift in zwei derselben bereits übersetzt, nämlich in die tamulische von den dänischen Missionaren im verfloffenen Jahrhundert, und in die bengalische von den Baptisten-Missionen aus England. In die noch übrigen 3 Sprachen wird gegenwärtig die Bibel übersetzt, nämlich in die Hindostanische von dem Prediger Heinrich Martyn, Kapellan in Bengalen; in die Malabarische von Mar Dionysius, Bischof der syrischen Christen in Travancore, und in die Telingas-

John schließt seinen Bericht über Ananda Kayer: „Was Jesus Christus von seinen Nachfolgern forderte, das hat dieser Mann wörtlich gethan; er verließ Vater, Mutter, Schwestern, Brüder, Häuser und Acker um des Evangeliums willen.“

Wir kehren zu John zurück. Die Streitigkeiten mit dem dänischen Gouvernement in Trankebar dauerten mehrere Jahre fort, so daß John in seinem Alter sich entschloß, nach Kopenhagen zu reisen. Er wollte theils den nöthigen Schutz für die Mission suchen, theils auch für eine Vermehrung der Arbeiter das Missionskollegium geneigt machen. Ueberdies hoffte er, diese Reise werde seiner angegriffenen Gesundheit wohlthätig sein. Allein sein Entschluß kam nicht zur Ausführung. Von Madras, wo er sich einschiffen wollte, mußte er nach Trankebar zurückkehren. Leiblich schwach, innerlich bekümmert über so manche Mißverhältnisse, kam er dort an.

Als am 13. Februar 1808 Trankebar von den Engländern eingenommen wurde, war eine Verbindung der Missionare mit Dänemark unmöglich. Die Mission wurde zwar von der englischen Regierung unterstützt, allein sie fristete ihr Leben nur kümmerlich. Gerade in dieser Zeit hätte John seine volle Mannskraft gebrauchen können; allein er konnte nur wenig arbeiten. Zu anderem Leid kam noch ein Augenübel, das ihn in Gefahr gänzlicher Erblindung brachte. Den größten Theil der Missionsarbeit mußte er seinen Kollegen überlassen.

In dieser Trübsalszeit verlor John seine Schulen nicht aus dem Auge. Ja, fünf bis sechs Jahre vor seinem

sprache von Ananda Kayer, einem Telinga-Brahminen und geborenen Mahratten, unter der Aufsicht des Aug. Desgranges zu Vizigapatam, einem zur Londoner Missionsgesellschaft gehörigen Missionar.“

Tode entwarf er noch einen Plan zur Errichtung von Freischulen für die Eingebornen, den er zum Theil noch ausgeführt sehen durfte. Die englische Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, die wir schon früher als eine thätige Beförderin des trankebar'schen Missionswerkes kennen gelernt haben, hatte an 5000 tamulische Neue Testamente und andere Bücher für die Mission drucken lassen. John fand indessen bald, daß viele Eingebornen, welche diese Bücher verlangten, sie nicht lesen konnten. Um dem Mangel abzuhelpfen, errichtete er unter Mitwirkung namentlich einiger Freunde aus England Lese- und Schreibschulen, in denen die Kinder Englisch und Tamulisch lernten. Den Plan und Zweck dieser Schulen legte er in einer Schrift, betitelt: Remarks on Indian Civilization, nieder, aus welcher ich hier einen kurzen Auszug mittheile.\*)

„Die größte Schwierigkeit bei der Ausführung des Plans, Freischulen in Ostindien zu stiften, war der Mangel geschickter und hinlänglich geübter Schullehrer und Schulaufscher. Es fand aber dieser Plan auch vielen Widerspruch in Schriften, die in Ostindien in englischer Sprache bekannt gemacht wurden, worin man die Ausführbarkeit desselben leugnete und sogar behauptete, daß dergleichen Schulanstalten, wenn sie wirklich zu Stande kommen sollten, von sehr gefährlichen Folgen sein würden und daher von der Regierung nicht gestattet werden müßten. Dennoch fehlte es auch, bei allen diesen Widersprüchen nicht an Aufmunterungen, die mir Muth machten, wenigstens einen Versuch zu wagen und den Erfolg desselben der göttlichen Vorsehung vertrau-

\*) Dieser Auszug, in deutscher Sprache von John selbst verfaßt, findet sich in den Neueren Halle'schen Missionsberichten B. VI. S. 493 ff. Vgl. auch den Aufsatz von B. Schmid: Aus der Bildungsgeschichte der Indier durch Protestanten, Baseler Magazin 1844. H. 2. S. 123 ff.

ensvöll zu überlassen. Ich entwarf daher einen Plan, um zu zeigen, daß die Ausführung nicht so unmöglich und gefährlich wäre, wie man sich eingebildet und durch Vorurtheil angenommen hatte.

Diesen Plan theilte ich zuerst, (ungefähr 1809) meinen Brüdern hier und im Königreich Tanjour mit, und sodann auch mehreren bedeutenden Staats- und Kriegsmännern, welche mit mir in Absicht eines so erwünschten Gegenstandes gleicher Meinung waren. Sie Alle billigten ihn, und hielten ihn nur für höchst schwierig wegen des Mangels wohlbegabter Schullehrer, und weil es an der nöthigen äußeren Unterstützung fehle. Die häufigen Sammlungen für Arme, Wittwen und Waisen und die jetzt sehr dringenden Bewegungsgründe zur Sparsamkeit schienen der Sache keinen glücklichen Fortgang zu versprechen. Auch glaubte man, daß der politische Zustand des Landes bei den gegenwärtigen Verhältnissen rathsam mache, eine günstigere Zeit abzuwarten. Ich fühlte alle diese Schwierigkeiten, aber sie schreckten mich nicht gänzlich ab. Weit entfernt, mit prahlerischen Entwürfen und Verheißungen eines außerordentlichen Fortgangs täuschen zu wollen, machte ich im Stillen einen kleinen Anfang mit einigen Kindern, welche um Aufnahme flehten, und doch in die Waisenschule in der Stadt nicht aufgenommen werden konnten. Ich eröffnete daher eine Schule auf dem nächsten Dorfe, in welcher etwa zehn protestantische Kinder von geringem Stande unterrichtet wurden, und erweiterte sie allmählig auch zum Nutzen der römisch-katholischen Christen, und selbst der Heiden, deren Anzahl bald auf achtzig wuchs, und die von einem geschickten Schulmeister und zwei Unterlehrern im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden. Da ich den schnellen Fortgang und Anwachs der Bitten von mehreren armen Eltern aller Stände wahrnahm, so errichtete ich in Bethlehem eine

andere Schule von Suttirer-Kindern, welche bald bis auf fünfzig zunahm. Hierauf erbot sich ein anständiger und gutgesinnter Heide, eine Schule nach meinen Einrichtungen zu halten und die Kinder nach unseren gedruckten Büchern lesen zu lehren. Ich nahm sein Erbieten an, und die Schule ward bald von sechszig Kindern besucht. Es wurde dabei auch ein christlicher Unterlehrer angestellt, um die christlichen Kinder in den Grundsätzen des christlichen Glaubens zu unterweisen. In dem tanjour'schen Lande, jenseit der Districte von Trankebar, hatten wir bisher wenige Schulen gehabt, in welchen die Kinder aus den geringeren Ständen durch Katechisiren und Auswendiglernen der bei uns gewöhnlichen Gebete und biblischen Sprüche unterrichtet wurden. Ich that daher zu diesen noch fünf neue hinzu und führte darin das Lesen, Schreiben und Rechnen ein. Auch römisch-katholische und Heidenkinder wurden mit zugelassen. Da ich auch nicht mehr alle die Kinder annehmen konnte, welche sich in mein Haus aufgenommen zu werden meldeten, um Englisch, Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, wie ich ehemals gethan hatte, so errichtete ich eine neue Schule nahe an dem trankebarschen Missionsgarten, und eine andere in der Stadt, von protestantischen Christen-, römisch-katholischen und Heidenkindern der höheren Stände.

Die brahminischen Eltern sowohl, als auch Andere, hielten es für eine Wohlthat, ihre Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet zu sehen. Den Ersteren war es besonders sehr erwünscht, daß sie hier nicht allein Englisch, sondern auch Tamulisch lernten. Denn auch darin waren sie bisher so schlecht unterrichtet worden, daß kaum Einer von ihnen seine eigene Handschrift fertig lesen konnte, und selten ein eingeborener Schulmeister oder Kanakappel oder Rechnungsführer zu finden war, der im Stande gewesen wäre, auch nur eine Bekanntmachung der Regierung gehörig

zu lesen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die eingebornen Schulmeister sich zu verbergen; und als einmal einer von den Kanakappeln, welche im Rechnen sehr geübt sind, ein Papier auf der öffentlichen Straße vorlas, so rief einer von unseren Paria-Trommelschlägern den Umstehenden laut zu, daß ein Knabe in unserer dritten Schulklasse besser lesen würde, als er. So übergab auch einst einer unserer malabarischen Katecheten geringen Standes ein zierlich geschriebenes Papier an einen großen Polygarren,\*) welches weder dieser, noch irgend Einer von denen, die um ihn waren, nur einigermaßen fertig lesen konnte, daher der Katechet gebeten werden mußte, es ihm vorzulesen.

Um aber allen Verdacht zu vermeiden, als sollte den heidnischen Malabaren die christliche Religion aufgedrungen werden, machte ich allen Schulmeistern und Eltern bekannt, daß die Absicht meiner Schulen zunächst dahin gehe, ihre Kinder auf einem leichteren und kürzeren Wege, und nach gedruckten Büchern Lesen und Schreiben zu lehren; und daß diese Art der Erziehung und Unterweisung ihre Kinder geschickt machen werde, weiser, klüger, fleißiger und thätiger zu werden. Sie werde ihnen auch einen guten Unterricht verschaffen, und sie in den Stand setzen, ihre armen Eltern und Verwandten zu unterstützen, Gott zu fürchten, die Obrigkeit zu ehren und gute Unterthanen zu werden, die allen ihren Oberen, welche die göttliche Vorsehung ihnen vorgesetzt habe, gehorsam wären. Kurz, Jeder könne hier lernen, was seine Pflicht erfordere, in höheren oder nied-

\*) Polygarren (Paliakarer) sind die Nachkommen der Generale indischer Könige des südlichen Indiens, welche sich nach der Zerstörung dieser Königreiche durch die Muhamedaner in den entfernteren Provinzen unabhängig gemacht und Ländereien an sich gerissen hatten, erst wie die Raubritter des Mittelalters lebten und jetzt erbliche Landbesitzer sind.

rigeren Lebensumständen. Durch diese Bücher, sagte man ihnen ferner, würden sie unterrichtet und ermuntert, ihren Schöpfer und himmlischen Vater, so wie auch ihren Nächsten aufrichtig zu lieben; in welchen beiden großen Geboten Alles enthalten sei, was dazu dienen könne, alle Völker weise, gut und glücklich zu machen, sowohl in diesem als in dem zukünftigen Leben. So würden sie dann lernen, was sie trösten und beruhigen könne bei ihren Arbeiten, was ihren Kummer erleichtern, was sie geduldig und hoffnungsvoll in Krankentagen machen, und sie unterstützen werde in jenem furchtbaren Zeitpunkte, wo sie den großen Wechsel erfahren, diese Welt mit Allem, was sie besitzen, verlassen und zu einem ewigen Leben eingehen zu müssen, wo Jeder für sein voriges Betragen Rechenschaft geben und belohnt oder bestraft werden solle. Wir erklärten ihnen geradehin, daß unser christlicher Glaube ein viel zu kostbarer Schatz wäre, als daß man denselben ihnen aufdringen sollte; noch viel weniger würden wir darauf denken, einen Versuch zu machen, sie durch Geschenke von irgend einer Art anzulocken, uns die Gefälligkeit zu erweisen, sich taufen zu lassen. Vielmehr könnten sie versichert sein, daß jeder unsere Schulen besuchende Heide bei der Freiheit bleiben solle, nach der Ueberzeugung von seinem eigenen Glauben in den bisher von ihm beobachteten Ceremonien und Ortsgebräuchen fort zu leben. Wenn aber irgend einer von ihnen wünschen sollte, ein Christ zu werden, so werde er nicht eher in die Christengemeinde aufgenommen werden, als bis man einen dreijährigen Versuch mit ihm gemacht habe, während welches er die Grundsätze, Vortheile und hohe Vortrefflichkeit des christlichen Glaubens nicht nur kennen gelernt habe, sondern auch das Erlernte und Erkante ausgeübt und einen sichtbaren Fortgang in allem Guten gemacht haben müsse. Als Jünger Jesu Christi könnten sie dann kommen und bitten,

getauft zu werden im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, wenn sie in ihrem Herzen lebendig überzeugt wären, daß es eine große Glückseligkeit ist, ein wahrer Christ zu werden, und nicht nur einer durch das äußere Bekenntniß Christi zu sein, wie leider Tausende unter den Europäern und Eingebornen es wären, deren Viele ärger und elender würden, als die Heiden durch eine den Vorschriften des Christenthums entgegenstehende Sinesart und Handlungsweise. Nachdem ich diese offene Erklärung gegeben hatte, waren alle Besorgnisse und Vorurtheile in Absicht meiner Schulen bei den heidnischen Einwohnern beseitigt.

Den Plan, welchen ich vor der Eröffnung der Schulen entworfen hatte, machte ich nicht sogleich in seinem ganzen Umfange bekannt; denn ich hielt es für besser, das Publikum eher von dem, was ich gethan hätte, als von dem, was ich thun wollte, zu unterrichten. Ich fand bei der Ausführung nicht so viel Schwierigkeiten, als ich selbst vorher erwartet hatte. Anstatt des übeln Eindrucks, welchen ich, für die erste Zeit wenigstens, beforgte, erhielten meine Schuleinrichtungen und die von mir eingeführten Bücher eine fast allgemeine Billigung, so daß viele Oberhäupter einer beträchtlichen Anzahl von Dörfern und noch mehr Schulmeister, als ich wünschen konnte, mich schriftlich und mündlich ersuchten, Freischulen bei ihnen einzurichten. Sie sahen bald in dem Beispiele eines heidnischen Schulmeisters und eines andern christlichen Schullehrers, wie freundlich ich sie und ihre Kinder behandelte. Ich ließ ihnen ihre Gefänge, wenn sie von sittlichen Gegenständen handelten und unserm christlichen Glauben nicht widersprachen. Ich gab ihnen die Freiheit, zu ihren Festen und Feierlichkeiten zu gehen. Ich nahm nur solche Kinder an, deren Eltern zu mir kamen und mich baten, ihnen die Zulassung zu

unserm Unterrichte als eine Wohlthat zu bewilligen. Unter diesen befanden sich auch verschiedene Brahminen. Ich erlaubte ihnen, die weisen Sprüche der indischen Sittenlehrer zu lesen. . . . Ich untersagte nur in den Schulen das vormals üblich gewesene bloße Auswendiglernen und das tausendmalige Wiederholen des Erlernten, ohne daß es die Kinder oder selbst der Lehrer verstanden. Meine Ordnung ist, daß im gemeinen Tamulischen deutlich erklärt werden soll. Diese Sittensprüche werden auch in unserer Missionschule erlernt, um zu zeigen, daß wir nicht Alles ohne Unterschied verwerfen, was von der alten indischen Gelehrsamkeit schriftlich aufbehalten ist, sondern daß wir die guten Körner von der Spreu zu scheiden suchen. Unser Psalter, die Sprüche Salomo's und Jesus Sirach's werden so höchlich genehmigt und bewundert, daß viele auserlesene Psalmen und andere Hauptstellen aus jenen Schriften ohne Einwendungen und zur Zufriedenheit vieler heidnischen Eltern von ihren Kindern auswendig gelernt werden. Auch den römisch-katholischen Eltern und Kindern ist die in unseren Schulen gelesene und erlernte Geschichte des Leidens Christi sehr angenehm." — John begann diese Schulen im Jahre 1810. Unermüdtlich thätig war er für dieselben; große Summen von seinem eigenen Vermögen verwandte er zu ihrem Besten. Nach nicht gar langer Zeit war ihre Zahl auf zwanzig gestiegen, in denen 400 Kinder Tamulisch und mehr als 150 Tamulisch und Englisch lesen lernten. Im Jahre 1814, ein Jahr nach dem Tode ihres Gründers, zählte man sechs englisch-tamulische und zwanzig tamulische Schulen, welche von 612 Kindern aus vornehmeren Kasten und von 251 Pariakindern, also im Ganzen von 863 Schülern, besucht wurden. Die Zahl der seit dem Beginn der Schulen unterrichteten Kinder betrug im Ganzen 1452. Ein großer Segen ist von diesen Schulen über Indien ausgegossen wor-

den; obgleich sie nicht ausschließlich dem Reiche Gottes dienen wollten, so haben doch manche Heidenkinder hier zuerst Eindrücke empfangen, durch welche sie für das Evangelium empfänglich wurden.

Es war die letzte Freude, welche John an dem gesegneten Fortgange der Freischulen hatte. Ein Schlagfluß endete plötzlich am 1. September 1813 sein Leben.

Der Missionar Aug. F. Cammerer, der nach des Freundes Tode die Leitung dieser Schulen übernahm, schreibt in einem Briefe vom 2. Februar 1814 über ihn und seine letzten Tage: „Das Andenken an diesen meinen treuen Amtsbruder, mit dem ich 23 Jahre lang in inniger Liebe und herzlicher Verbindung gearbeitet habe, kostet mir noch im Stillen manche Thränen; indem nicht nur ich an ihm den einzigen und besten Freund, den ich je in Indien gefunden, verloren habe, sondern auch die Mission selbst den empfindlichsten Verlust erlitten hat. Er war ein Mann von einem rechtschaffenen Herzen, von ausgebreiteten Kenntnissen und Erfahrungen, und von rastloser Thätigkeit, in und außer der Mission Gutes zu stiften, und Tausende, theils Verstorbene, theils noch Lebende, haben ihm ihr Seelenheil und ihre zeitliche Wohlfahrt zu verdanken. Und dieser Mann mußte uns verlassen, zu einer Zeit, wo die Arbeiter in des Herrn Ernte so wenig sind, und diese wenigen alt und schwach werden! — Seine letzteren Jahre waren leider mit vielen Leiden und Beschwerden verbunden; und er litt manchen inneren Kummer, der auch auf seine Gesundheit den schädlichsten Einfluß hatte. Die im Jahre 1806 entstandenen Unruhen in unserer Gemeinde, woran die hiesigen Rechtsgelehrten Antheil nahmen, die, mißgeleitet und oft bedauert, nun wieder Freunde der Mission sind, und besonders der Tod seines unglücklichen Sohnes, drückten seinen Geist sehr darnieder, verschiedene Krankheiten schwächten seinen Körper,

welches ein heftiges Zittern in seinen Händen zur Folge hatte, das ihn hinderte, mehrere kirchliche Amtsgeschäfte zu verrichten, die dann in den dänischen, portugiesischen und malabarischen Gemeinden auf mich allein zurückfielen. Beschwerliche Brustbeklemmungen, Schwäche der Augen und endlich völlige Blindheit machten ihn fast ganz zum Emeritus, daß er höchstens einmal des Monats sich auf die Kanzel führen ließ und der Gemeinde predigte. Er sehnte sich demnach sehr nach seiner Auflösung, sprach täglich von seinem Tode und flehte zu Gott, ihn nur nicht lange leiden zu lassen. Seine Gebete wurden auch erhört. Er befand sich wohl bis Nachmittag, da er unerwartet an einem Schlagfluß verstarb. —

Wer wollte ihm auch nicht die Ruhe seines Herrn gönnen, in dessen Diensten er seine Tage ganz verlebte? Nur ich kann nicht anders, als ihm Thränen des Danks und der Liebe nachweinen, der so ganz für mich, so wie ich für ihn, lebte!“

John ist einer der letzten trankebarischen Missionare, welche in großer Treue mit dem ihnen verliehenen Pfunde gewuchert haben. Nach ihm gerieth die Mission immer mehr in Verfall, aus dem sie bis jetzt nicht wieder erstanden ist. „Die Mission in Trankebar“, schreibt Cämmerer, „die Mutter aller anderen Missionen, sinkt nun hernieder, um eine kleine Anstalt für einen einzelnen Ort zu werden.“

Herr, wie viele Völker hörten  
Einst und sah'n in Dir ihr Heil;  
Und wo Deine Jünger lehrten,  
Kamen Tausende in Eil.  
Aber sie sind umgekehret  
Von dem Licht zur Finsterniß;  
Und der Wolf hat sie verheeret,  
Der in ihre Herden riß.

Ach, wie viele edle Seelen  
Zeugten einst mit ihrem Blut;

Denn die Himmlisches erwählen,  
Scheuen nicht der Feinde Wuth.  
Doch die reich getränkten Auen  
Sind in Wilbniß umgewandt;  
Und verödet ist zu schauen,  
Was in schönster Blüthe stand.

Nur noch kleine Häuflein wallen  
Düster hin in grauem Druck.  
Al! ihr Edles ist verfallen,  
Und dahin ihr Christenschmuck.  
Waren einst sie hebr verschwifert  
Mit der heil'gen Engel Chor,  
Ist ihr Geist nun ganz umbüstert  
Und umhüllt mit dichtem Flor.

Herr, wie lange soll das währen?  
Kehrest Du dort nicht mehr ein?  
Willst ihr Stöhnen Du nicht hören?  
Achten nicht auf unser Schrei'n?  
Währet doch ewig Deine Treue; —  
Sind wir untreu, wanck sie nicht, —  
Nun, so wende doch auf's Neue  
Dorthin, Herr, Dein Angesicht!

Ja, Du wirst noch Treue halten,  
Wann hereinbricht Deine Zeit;  
Denn Dein Herz kann nicht erkalten,  
Das nur kennt Barmherzigkeit.  
Endlich wird, was längst verheeret,  
Deine Rechte machen neu;  
Endlich ist's Dein Arm, der wehret  
Aller Satanstyranei.

Darum wollen fest wir stehen,  
Und im Kampf ermatten nicht,  
Unfre Boten lassen gehen,  
Anzuzünden dort Dein Licht.  
Ach, Herr, stehe Du bei ihnen;  
Sei ihr Trost und ihre Kraft.  
Hilf, der Du zum Heil erschienen,  
Daß ihr Wort viel Früchte schafft.

---